

Falk Bretschneider / Peer Pasternack (1999): Rituale der Akademiker, in: Dies. (Hg.): Akademische Rituale. Symbolische Praxis an Hochschulen (= hochschule ost 3-4/99), Leipzig, S. 9-46

Rituale der Akademiker

**Falk Bretschneider &
Peer Pasternack**
Leipzig/Wittenberg

Die Universität, so kann man immer noch hier und da lesen, sei eine jener Institutionen, deren Symbolik zur vernachlässigbaren Größe geschrumpft ist: "Von der EDV erstellte Magisterzeugnisse werden den Absolventen per Post zugestellt, der Talar gehört einem vergangenen Jahrtausend an, und der einzige streng befolgte Ritus ist die Kaffeepause."¹ Wenn sich dies je derart reduzieren ließ – seit geraumer Zeit jedenfalls ändert sich es wieder einmal.

1. Akademische Rituale zwischen Ost und West

"Von Fachschaften der Studierenden", so faxte die Pressestelle der Universität Leipzig Ende 1997 in die Zeitungsredaktionen, gebe es die Absicht, "einen alten Brauch wiederzubeleben und am Montagabend zum Rektoratswechsel einen Umzug mit Lichtern und Fackeln vor dem Rektoratsgebäude" zu veranstalten. "Diese 'Huldigung' in heutiger Zeit verdient sicher, von der Öffentlichkeit bemerkt zu werden", heißt es ohne nähere Begründung.² Weit über hundert Studenten und Studentinnen zogen dann am 1. Dezember 1997 tatsächlich, nach Einbruch der Dunkelheit, in freier Selbstbestimmung vor das Rektoratsgebäude und blickten im Fackelschein erwartungsvoll nach oben. Halb gerührt, halb amüsiert erschienen die alten und neuen Würdenträger der Universität auf dem Balkon im ersten Obergeschoß, auch dort rechts und links von Fackeln in studentischen Händen flankiert, und bedankten sich artig.³ Dann gab's Bier für alle.

Auch in Dresden sind Fackelzüge wieder Bestandteil der Hochschulfolkloristik. Das *Dresdner Universitätsjournal* berichtete unlängst vom

¹ Richard Kämmerlings: Im Säurebad des Diskurses, in: *F.A.Z.*, 16.12.1998, S. 37.

² Universität Leipzig, Pressestelle: Presseinformation und Einladung: Feierliche Amtseinführung des Rektors. 20.11.97.

³ Vgl. die entsprechenden Fotos in V.S.: Amtseinführung des neuen Rektors, in: *Universität Leipzig* 7/1997, S. 7-10, hier 9.

"großen Zuspruch", den "der Fackelzug für den Allgemeinchirurgen Professor Dr. med. Hans-Detlev Saeger" fand:

*"Die Organisatoren wollten damit eine alte universitäre Tradition aus dem 19. Jahrhundert wieder aufleben lassen. Professoren und Studenten organisierten den Zug als Dank für die Entscheidung Saegers, den Ruf an die Universität Heidelberg/Mannheim abzulehnen und in Dresden zu bleiben. Professor Saeger wurde mit seiner Gattin in einer einspännigen Kutsche von der Klinik für Chirurgie bis zu seinem Haus in der Waldparkstraße gefahren."*⁴

Eine andere Frage beschäftigte zu jener Zeit die Universität Greifswald. 1997 war dort der erste deutsche Wettbewerb um einen Rektormantel ausgeschrieben worden – nachdem das zugrundeliegende Problem bereits 1994 Senatssitzungen beherrscht hatte:

*"Ratlosigkeit herrschte... bei der Frage, was... aus dem Mäntelchen des Rektors werden soll, das zu den traditionellen Insignien gehört. Der Zustand des... einzig erhaltenen Originals verschlechtert sich durch die ständige Nutzung zusehends. Einig war sich der Senat darüber, daß auch dieses Teil ins Museum gehört. Andererseits hat man offensichtlich in den letzten 5 Jahren Gefallen an alten Bräuchen gefunden und will nicht mehr mantellos alte Traditionen zelebrieren. Eine originalgetreue Kopie kostet ca. 100 000 DM. Dem Vorschlag eines Senatsmitglieds, vielleicht irgendwo in Osteuropa eine Billigkopie in Auftrag zu geben, wurde die Befürchtung entgegengehalten, daß dann später womöglich hundertausende Duplikate existieren könnten... Letztlich kam der Hinweis, daß dieser Mantel immerhin 400 Jahre und sogar 40 Jahre Kommunismus überstanden hätte und es jetzt auf 4 Wochen nicht ankäme. Daraufhin wurde vertagt."*⁵

1999 dann war das Problem abschließend gelöst. Die Wettbewerbsjury hatte sich, bei 15 Einsendungen, "nicht für eine kupferne Halskrause einer gelernten Korbflechterin" entschieden, sondern für ein sogenanntes Rad, also einen eher schlichten, am Hals geschnürten Umhang: ein "Modell, das in der frühen Neuzeit als sportlich galt". Die auf Vorrat produzierten Untertalare umfassen immerhin auch einen "für eine noch zu wählende Rektorin".⁶

Aus den Zeiten, als in Westdeutschland Talare unüblich geworden waren, stammt die Angewohnheit, sich auf akademischen Festveranstaltungen die studentischen Sprecher auch dann diszipliniert anzuhören, wenn sie ungezogene Sachen sagen. So auch 1993 in Jena, als ein neuer Rektor eingeführt wurde und Studentensprecher Michael Leipold lange überlegt hatte, wie er es wohl seinen Professoren sage:

⁴ Mediziner veranstalteten Fackelzug als Dank für Rufablehnung, in: *Dresdner Universitätsjournal* 9/1998, S. 5.

⁵ Bärbel Bastian: Aus dem Senat, in: *CRASH! Die Greifswalder Studentenzeitung* 6/1994, S. 5.

⁶ EP: Fränkisch feierlich. Der neue Talar des Rektors zeigt Würde, in: *Journal der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald* April 1999, S. 13.

“Die Jenaer Universität wird größere Beachtung von außen durch Leistung gewinnen... Die Anerkennung als Lehr- und Forschungseinrichtung ist nur noch lange nicht mit dem Tragen von ständischen Ehrenkleidern gewonnen... Talare sollen möglicherweise ein traditionelles Sinnbild der Unantastbarkeit, der Souveränität... sein... Unantastbarkeit mag für den einen oder anderen Professor persönlich wohl wünschenswert sein, um sich kritikfrei gegenüber Studierenden und Kollegen zu bewegen. Für die hier im Saal mit Talaren bekleidet Sitzenden gilt das gewiß nicht. Ungewollt wird damit eher ein Symbol des Gegensatzes von Lehrenden und Studierenden, der Ordinarienuniversität eben, zur Schau getragen. Diese Tatsache als unangenehm zu empfinden, liegt bestimmt nicht allein an der typisch deutschen Prinzipienreiterei. Haben doch auch einige von Ihnen, werte Professoren, 1968 im Westen – mittendrin in der studentischen Bewegung oder an deren Rande stehend – sich mit akademischer Stagnation auseinandergesetzt... Insofern bedarf es keiner expliziten Betonung, daß Sie nicht etwa für die Restauration stehen. Das Bewußtsein, die reaktionären Strukturen des Wissenschaftsbetriebes hinter sich gelassen zu haben, muß dann nicht anläßlich eines für die Universität bedeutenden Festaktes wie diesen ins Verborgene gerückt werden. Es darf sich doch sehr wohl die Frage auch ansatzweise nur erübrigen, ob denn... nach der pseudosozialistischen Beschneidung der Wissenschaftsfreiheit nun das Reaktionäre sich niederläßt.”⁷

Hier klingt bereits an: Die Neigungen und Tendenzen, traditionelle akademische Formen, Symbole und Bräuche wiederanzueignen, traten zwar zunächst im Zuge des Umbaus der ostdeutschen Hochschulen seit 1989 auf. Doch weckten jährliche Immatrikulationsfeiern, Betonung des Titelwesens, feierliche Investituren, Talare und Amtsketten alsbald auch unter westdeutschen Akademikern wieder zunehmendes Interesse. So feierte am 24. Juni 1993 die TU München ihr 125jähriges Bestehen, der seinerzeitige Dresdner TU-Rektor Günther Landgraf war auch angereist, und sichtlich ergriffen verfaßte er hernach eigens einen Artikel, um seiner heimatlichen Universität folgende Informationen zukommen zu lassen:

“Zum ersten Mal seit Kriegsende trugen in München die Rektoren wieder Talare.⁸ Das... verlieh der Festveranstaltung im neu erbauten Auditorium maximum einen ganz besonderen Glanz. Der Präsident der TU München, Prof. Meitinger, betonte stolz, daß die reich geschmückten Umhänge und phantasievollen Hüte gute Traditionen neu beleben werden und nicht die Asche bewahren sollen, sondern die Flamme.”⁹

⁷ Michael Leipold: Grußwort der Studierenden, in: Friedrich-Schiller-Universität Jena (Hg.), *Feierliche Investitur des neugewählten Rektors Prof. Dr. med. habil. Georg Machnik*, 28. Juni 1993, Jena 1993, S. 27-29, hier 28f.

⁸ Hier war der Autor unzureichend informiert: In München trug man zumindest an der Ludwig-Maximilians-Universität bis in die 60er Jahre Talare.

⁹ G[ünther] Landgraf: Rektoren wollen alte Traditionen neu beleben, in: *Dresdner Universitätsjournal* 14/1993, S. 5.

Typisch deutsch ist das im übrigen nicht. 1992 berichtet der österreichische Mediziner Christoph Brezinka über die "Wissenschaftliche Promotion in den Niederlanden":

*"Die eigentliche Verteidigung findet immer in sehr festlichem Rahmen statt. Jeder Professor besitzt seinen eigenen Talar, und nachdem ihn dieser immerhin 3000 Gulden bei einer der wenigen noch existierenden Talarschneidereien gekostet hat, zieht er ihn auch bei jeder Gelegenheit an. Ausländische Kommissionsmitglieder bringen üblicherweise ihre Talare mit – und stellen das daraus entstandene Übergepäck im Flugzeug auch der einladenden Universität in Rechnung. Besonders beliebt sind Promotionen mit englischen Professoren mit ihren farbenprächtigen Talaren. Die Talare der skandinavischen Hochschullehrer, die auch häufig in niederländischen Kommissionen sitzen, erinnern mehr an Pastorenkuten in einem ländlichen Schwank, vor allem deren ungewöhnlich hohen Hüte sorgen für Heiterkeit... Auch Universitäten, die beim besten Willen auf keine große akademische Tradition zurückgreifen können, wie die Erasmus-Universität Rotterdam, haben ihr Zepter, das der Pedell beim Einzug der Kommission hereträgt. Es sieht zwar aus wie eine postmoderne Ministrantenglocke auf einer Stange, aber es erfüllt seinen Zweck, wenn der Pedell es mit der nötigen Würde trägt."*¹⁰

Um solche bedeutsamkeitserzeugenden Inszenierungen abzuschaffen, hatte es aber, entgegen verbreiteter Ansicht, gar nicht zwingend einer 68er Revolte bedurft. So waren bspw. in Österreich mit Hofdekret vom 11. November 1784 die bei akademischen Feiern an Universitäten und Lyzeen "üblichen bebrämten samtenen Mäntelchen der Rektoren und Dekane gänzlich abgeschafft (worden) und die Akademischen Funktionäre angehalten worden, in ihren eigenen Kleidern zu erscheinen":

*"Josef II. hatte mit dieser Verordnung dem Wunsch sämtlicher Lehrer der Wiener Universität vom 12. Oktober 1784 entsprochen, die in einer Eingabe um Abschaffung dieses Brauches mit der Begründung gebeten hatten, er erinnere an jene finstere Zeiten, wo der päpstliche Stuhl sich ausschließlich das Recht zueignete, Universitäten zu errichten. Die Verzierung von Rektor und Dekanen verträge sich nicht mit der Aufklärung und ihrer Denkungsart."*¹¹

In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts wurden die Talare an den österreichischen Universitäten allerdings erneut eingeführt. 1998 war die alt-neue Mode auch in Köln zum wiederholten Male angekommen – wo es ortsspezifische Erläuterungen erforderte: "Dies hier ist kein Karnevalskostüm, sondern die Amtstracht des Dekans der Philosophischen Fakultät", mußte Professor Henner von Hesberg vorsorglich erklären, als er

¹⁰ in: *Mitteilungen Ärztekammer für Tirol*, Okt./Nov./Dez. 1992, S. 11, hier zit. nach: Gerhard Oberkofler, *Universitätszeremoniell. Ein Biotop des Zeitgeistes*, Wien 1999, S. 35f.

¹¹ Gerhard Oberkofler: *Universitätszeremoniell. Ein Biotop des Zeitgeistes*, Wien 1999, S. 33.

im lilasamtenen Talar seinen MagisterkandidatInnen zum Examen gratulierte. Die Magisterfeier war ausgerechnet auf Weiberfastnacht gefallen.¹²

Zwar gibt es auch noch Gegenbeispiele, etwa die Universität Hamburg: obschon ihr Fundus 131 Talare birgt, und sich hin und wieder auch "ein Professor bei einem Auslandsaufenthalt mit einem solchen Gewand" schmückt, gilt dort selbst die andernorts als Kompromißlösung getragene Amtskette als "museumsreifes Relikt hanseatischer Hochschulvergangenheit"; sie ist entsprechend in einem Tresor des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe deponiert.¹³ Doch erklärungsbedürftig scheint es gleichwohl, warum dieser einstige vermeintliche *common sense* seit Beginn der 90er Jahre verloren geht.

Die Zeit hat Erklärungen zur Hand: Im Osten Deutschlands halte man "rasselnde Amtsketten" und "muffige Talare" seit der Wende für Symbole wiedererlangter akademischer Freiheit. "Von der Knute der SED-Herrschaft befreit, griffen die Rektoren voller Stolz wieder zum Zepter." Aber in der Folge entdeckten auch die Kollegen im Westen "den Spaß am Kostümieren", selbst an den Reformunis krame man das "Theaterdekor" wieder hervor. "Der wahre Grund für den neuen Trend zur Tradition: Amt und Würden sind schön und gut – aber unsichtbar... Erst der volle Ornat macht aus Müllers Fritz Magnifizenz Fritz Müller."¹⁴

Indessen sind es nicht allein die Talare und auch nicht nur Fackelzüge, die beide noch unter akademischer Folklore verbucht werden könnten. Den Äußerlichkeiten korrespondieren inhaltliche Entwicklungen, und auch hier sind Ähnlichkeiten zwischen Ost und West durchaus zu entdecken. Zwar läßt sich Wolfgang Kaschuba zufolge der west-ost-deutsche Hochschulsystemtransfer im Stile eines ethnologischen Feldtagebuchs beschreiben:

*"Fremde rücken in das Gebiet einer indigenen Stammeskultur vor, sie übernehmen dort die Schlüsselpositionen der Häuptlinge und Medizinmänner, zerstören einheimische Traditionen, verkünden neue Glaubenssätze, begründen neue Riten. Das klassische Paradigma also eines interethnischen Kulturkonflikts, nur daß sein Schauplatz nicht in Papua-Neuguinea liegt, sondern ganz unexotisch nah, in Berlin, Unter den Linden."*¹⁵

¹² Kirsten Buchmann: Mit Beffchen und Barrett. Die Talare werden entstaubt: Dekane werfen sich wieder in Schale, in: *Süddeutsche Zeitung*, 24.1.1998.

¹³ Hamburger Muff-Talare in Berlin. Pressemitteilung der Universität Hamburg, 20.05.1999.

¹⁴ Sabine Etzold: Aufgetakelt. Deutsche Rektoren greifen wieder zum Ornat, in: *Die Zeit*, 6.5.1999.

¹⁵ Wolfgang Kaschuba: Neue Götzen, alte Rituale. Die Berliner Humboldt-Universität im Kulturkonflikt, in: *Süddeutsche Zeitung*, 20./21.3.1993, S. 49. Als neuere Untersuchungen zu den (nicht hochschulspezifischen) Ritualen der DDR-Gesellschaft liegen

Doch die Codierungen der neuen Rituale sind so unterschiedlich nun auch wieder nicht, wie der Ostberliner Soziologe Hartwig Schmidt beschreibt:

*“Wie kann man nur so angepaßt sein, entrüftet sich ein Kollege aus München über die DDR-Intellektuellen. Später versucht er mit seiner intimen Kenntnis gewisser Spielregeln zu glänzen: Ohne persönliche Beziehungen bekäme man keinen Fuß in die DFG hinein. Ich wolle in einem Aufsatz mit Herrn B. polemisieren? Welche Naivität. Herr B. sei ordentlicher Fachgutachter bei der DFG, auf meinem Gebiet; wenn ich den anginge, könne ich mir eine Projektfinanzierung gleich in den Wind schreiben...”*¹⁶

Andererseits setzt man unter ostdeutschen Hochschullehrern gerade dann kämpferische Energien frei, wenn es um symbolische Auseinandersetzungen mit den neuen KollegInnen aus dem Westen geht. So gilt etwa die Regelung vieler ostdeutscher Promotionsordnungen, sowohl Rigorosum wie auch Disputation durchzuführen, als ‘besonders akademisch’, weil streng: “Ein Problem tauchte auf, als die Westdeutschen ihre Doktoranden mitbringen und zu diesem Zwecke das Rigorosum abschaffen wollten. Aber wir hatten das ja gerade erst wieder eingeführt. Wir haben es erfolgreich verteidigt”, berichtet ein ostdeutscher Sprachwissenschaftler in einem Interview.¹⁷

Zu fragen ist also genauer, welche möglicherweise gemeinsamen und unterschiedlichen Ursachen derartige Rückbesinnungen haben, wie tragfähig in Westdeutschland der einstige 68er Abschied von der akademischen Symbolwelt war, ob Symbole, Rituale und Bräuche Inhalte ergänzen oder ersetzen, ob älteren Formen neuere zur Seite treten, und wem all dies warum nützt, schadet oder gleichgültig sein kann.

– neben zahllosen mehr oder minder nostalgischen Text- und Bilddokumentationen – insbesondere die Studie von Ulla Fix (Hg.): *Ritualität in der Kommunikation der DDR*, Frankfurt a.M. 1998, der Band von Andreas Meier: *Jugendweihe – Jugendfeier. Ein deutsches nostalgisches Fest vor und nach 1990*, München 1990, sowie die Publikation von Monika Gibas/Rainer Gries/Barbara Jakoby/Doris Müller (Hg.): *Wiedergeburt. Zur Geschichte der runden Jahrestage der DDR*, Leipzig 1999, vor; vgl. desweiteren auch Monika Gibas: „Hammer und Zirkel im Ährenkranz“. Anmerkungen zur Symbol- und Repräsentationskultur der DDR, in: *Deutschland Archiv* 4/1999, S.552-563.

¹⁶ Hartwig Schmidt: Subjektivierende Unterwerfung. Essai, in: *Berliner Debatte Initial* 6/1994, S. 28-38, hier 28.

¹⁷ in: Peer Pasternack, *Geisteswissenschaften in Ostdeutschland 1995. Eine Inventur*, Leipzig 1996, S. 182f.

Nun ist die Beschäftigung mit den Ausdrucksformen der akademischen Welt durchaus ein altes Geschäft.¹⁸ In der Meistererzählung der Hochschulreformbestrebungen seit den sechziger Jahren in (West-)Deutschland spielt sie – symbolisch – eine herausragende Rolle. Sowohl in der Erinnerungskultur konservativer als auch in der avantgardistischer hochschulpolitischer Akteure hat sich in einem Ereignis die Wandlung und Öffnung der Hochschulen metaphorisch verdichtet: Am *dies academicus* des Jahres 1967, dem 9.11., versammelten sich an der Hamburger Universität die in ihre traditionellen Umhänge gewandeten akademischen Honoratioren, um festlich den Rektoratswechsel zu begehen, als in einer Gruppe von Studierenden, die der Festumzug passieren mußte, ein Transparent entfaltet wurde. Die Reaktionen der Anwesenden auf den darauf zu lesenden Spruch *Unter den Talaren Muff von 1000 Jahren* war ein einhellig fassungsloses Unverständnis: „Ich selber [bin] 45 Jahre alt“, beginnt eine gerade ins Amt gekommene Professorin ihre Eindrücke zu beschreiben:

*„Ich rieche keinen Muff. Aber ich bin stolz auf die tausend Jahre... Die Rede [des Rektors] wird immer wieder durch Gegenrede und Zwischenrufe gestört – so respektlos, wie ich das von meinen Kolumbien-Jahren her kenne. Wo ich mich im übrigen mit meinen ‚roten‘ Studenten gut verstand, denn sie hatten ganz eindeutige Gründe: Armut, Elend, mangelnde Alphabetisierung... Aber hier bei uns? Was sollte der Klamauk. Die Feier war zu Ende, eiliger, weniger würdevoll verließen wir den Saal.“*¹⁹

Für die heraufziehende, sich selbst als revolutionäre Bewegung begreifende Protestkultur gegen die elitäre Professorenuniversität indes wurden die Worte des Transparants zum leitenden Motto – und mit ihnen die in den Talaren verdinglichten universitären Rituale zur Ausdrucksform akademischer wie politischer Reaktion.²⁰

Es etablierte sich ein herrschaftskritischer Blick: Er richtete sich auf die sozialen Ungleichheiten an Hochschulen – hervorgerufen durch unausgewogene Bildungsbeteiligung, Eliten-Selbstreproduktion, hochschulische Oligarchien und personale Abhängigkeitsverhältnisse –, die sich hinter den akademischen Ritualen verbargen; diese wiederum wurden als ideologische Selbstthematisierung eines bestimmten Gesellschaftssegments interpretiert. Im Zuge dessen wanderten diese Rituale in der Folgezeit in diverse Schubladen. Für die einen verband sich mit der Erinnerung

¹⁸ Nicht zuletzt auch ein literarisches: vgl. den Beitrag von Barbara M. Kehm: Charismatiker, Gremienhengste und Paradiesvögel. Zur Stereotypenbildung im Hochschulroman, in diesem Band.

¹⁹ Erika Lorenz: Vom Karma zum Karmel. Erfahrungen auf dem inneren Weg, Freiburg i. Br. 1989, S. 12-14.

²⁰ Vgl. dazu den Beitrag von Wolfgang Kraushaar: Symbolzertrümmerung. Der Angriff der Studentenbewegung auf die Insignien universitärer Macht, in diesem Band.

an ein vormals prächtiges akademisches Fest- und Feierwesen der Wunsch nach normativ aufgeladener kollektiver Sinnstiftung; für andere gerieten die Umzüge und Prunksitzungen zur musealen Traditionspflege, derer eine moderne, offene Hochschule nicht bedürfe.

Die Deutungsmacht erlangten und behielten bis zum Beginn der neunziger Jahre in Westdeutschland vor allem jene, bei denen die alten symbolischen Ausdrucksformen auf Ablehnung stießen. Daher geriet die rituelle Praxis an Hochschulen aus den Augen – und damit allerdings auch der Umstand, daß die alten Rituale nicht nur einfach abgeschafft, sondern teils durch neue oder modifizierte ersetzt, daß manches aus der akademischen Symbolwelt in subtileren Formen erhalten worden war.

Doch dann, in den 90er Jahren, ging es plötzlich wieder andersherum. Zunächst noch mit Irritation reagierte man auf die im Zuge des ostdeutschen Hochschulumbaus festzustellende Neigung, alte rituelle Formen im aufdringlichen Original zu neuer Ehre kommen zu lassen. Als die ostdeutschen Professoren die Talare aus den Kustodien holten, sich mit Amtskette und Beffchen ausstaffierten und ohne jeden Gedanken an eine mögliche Ridikülität dieser Kostümierung begannen, durch Straßen und Hallen der Universitätsstädte zu ziehen, erhob sich die Frage nach den sozialen Begründungen solcher repräsentativen Darstellungen in der Öffentlichkeit. Erste Interpretationen sahen im regen Überbieten der westlichen akademischen Ritualisierung die Reaktion einer "bildungsbürgerlichen noblesse de robe" aus neuberufenen oder übriggebliebenen Ostprofs, die ihre gegenüber den westdeutschen Kollegen fehlende Anciennität zu kompensieren suchten, indem sie sich besonders traditionsbewußt zeigten.²¹ Doch solche Deutungen wurden spätestens dann hinfällig, als auch westdeutsche Universitäten begannen, sich der in ihren Effektenkammern lagernden symbolgeschwängerten Potentiale zu erinnern.

Hans-Georg Soeffner weist darauf hin, daß "unser Wissen um Herkunft, Ordnungsleistungen und ursprünglichen Handlungssinn der von uns im Handeln wieder aufgegriffenen Darstellungsformen... nicht besonders stark ausgeprägt" ist. Den im Handeln dargestellten Formen des Wissens entspreche kein explizites Wissen um die Form.²² Was Soeffner an Menschenketten, dem Bodenkuß des aktuell amtierenden Papstes und den taubenzüchtenden Bergleuten im Ruhrgebiet exemplifiziert, gilt auch für die Hochschulen. Daher braucht es den vorliegenden Band.

²¹ Matthias Middell: Das Beispiel Hochschulreform, in: Etienne François/Matthias Middell/Dorothee Wierling/Emmanuel Terray (Hg.), 1968 – ein europäisches Jahr?, Leipzig 1997, S. 125-146, hier 144.

²² Hans-Georg Soeffner: Die Ordnung der Rituale. Die Auslegung des Alltags 2, Frankfurt a.M. 1992, S. 10.

2. Rituale und Alltäglichkeit

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Ritualen hat einen ihrer Anfänge in der Religionssoziologie Emile Durkheims. Für ihn bestand das Wesentliche des religiösen rituellen Prozesses darin, die Empfindungen einzelner Menschen zu sammeln und in einem kollektiven Gefühl zu konzentrieren.²³ In gemeinsam ausgeführten religiösen Handlungen werden die individuellen Gefühle symbolisch reproduziert und verdichtet. Sie schaffen ein Moment kollektiver Erfahrung (von Durkheim als das “Heilige” bezeichnet) und bestehen unabhängig von dem, was nicht auf diese Art und Weise gesammelt und konzentriert werden kann (das von ihm so genannte “Profane”). Kurzgefaßt artikulieren in der durkheimschen Interpretation Ritualisierungen ein soziales Bedürfnis nach Solidarität – sie dienen der sich im Religiösen verwirklichenden kollektiven Identitätsproduktion.

Die aktuelle interdisziplinäre Ritualforschung hat sich von einer solchen Deutung, die Rituale nur im religiösen Zusammenhang identifizierte, gelöst. Zugleich hat sie sich von ausschließlich utilitaristischen Interpretationen, die Rituale als nur äußerliche Demonstration von etwas Nicht-Rituellem sehen (etwa die Verdrängung traumatischer Erlebnisse bei Freud oder die Beeinflussung natürlicher Umweltfaktoren bei Malinowski), getrennt. Heute gilt das Ritual als ein auf allen Ebenen der Gesellschaft anzutreffendes soziales Phänomen *sui generis*, das einer eigenen theoretischen Klärung und eigener methodologischer Zugriffe bedarf.²⁴

Dabei müsse, so wird betont, insbesondere eines in den Blick genommen werden: die Ausdifferenzierung bzw. Fragmentierung der postmodernen Gesellschaft in semi-autonome funktionelle Subsysteme, in denen rituelles Handeln für die soziale Interaktion eine wichtige Rolle spiele.²⁵ Hier wird – an die klassische Bestimmung des Rituals von Durkheim als Ausdruck eines kollektiven Bedürfnisses nach sozialer Solidarität anschließend – als der Kern eines Rituals ein gemeinsames Handeln verstanden, das in einer bestimmten Gruppe von Menschen ein Gefühl der Teilnahme an etwas Überindividuellen und/oder Transzendente[m] erzeugt, und das als “kollektive Repräsentation” sowohl die Existenz und den Zusammenhalt, aber auch die differenzierte Struktur dieser Gemeinschaft kon-

²³ Emile Durkheim: Die elementaren Formen des religiösen Lebens, Frankfurt/M. 1994 (frz. 1912).

²⁴ Andrea Belliger/David J. Krieger: Einführung, in: dies. (Hg.), Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch, Opladen 1998, S. 7.

²⁵ Ebd., S. 9.

stituiert und aufrecht erhält. Die Postmoderne, so meint die Mehrzahl der Autoren, zeige eine Bereitschaft "zur Wiederverzauberung der Welt".²⁶

Symbolisches Handeln

Ein zunächst einfacher Begriff rituellen Handelns definiert Rituale als ein symbolisches Handeln, das sozial standardisiert und repetitiv ist. Der symbolische Aspekt verdichtet dabei eine reiche Palette von Bedeutungen auf einer unterbewußten und damit wirkmächtigeren Ebene in einem Objekt, einer Handlung oder einem Ereignis. Eine Funktionsanalyse solchen Verhaltens betrachtet es jedoch nicht isoliert, sondern bringt es in Zusammenhang mit der sozialen Ordnung: Wo soziale Unterschiede existieren, entwickeln sich auch Rituale, die diese sozialen Strukturen einführen, erneuern und bestätigen, die Grenzen zwischen den verschiedenen Elementen von Gesellschaft ziehen.²⁷

In diesem Zusammenhang wird der Performance-Aspekt eines solcherart gestalteten Handelns betont. Ethnologische Untersuchungen von Gesellschaften mit starken und stabilen Statusunterschieden (etwa auf Bali) lassen erkennen, daß Rituale Statusunterschiede nicht einfach verstärken, sondern daß sie "einen metasozialen Kommentar zu der Tatsache" liefern, "daß die menschlichen Wesen in einer festen Ranghierarchie zueinander stehen – und daß die kollektive Existenz der Menschen im Rahmen dieser Rangordnung stattfindet".²⁸

Der unterstellte performative Charakter von Ritualen fokussiert somit eine praxisorientierte Dimension von Sinnggebung: Rituale sind kulturelle sinnggebundene Handlungsmuster, die ihre Wirkung daraus beziehen, daß sie eine bestimmte Anzahl miteinander interagierender Menschen repräsentieren und zugleich die sozialen Strukturen und kulturellen Weltdeutungen dieser Gemeinschaft bestätigen und reproduzieren.

Hierzu gibt es, wie es sich für eine seriöse Debatte gehört, unterschiedliche Ansichten. So herrscht in der Ethnologie z.B. keineswegs Einigkeit darüber, ob Rituale notwendigerweise symbolische Bedeutungen beinhalten. A. Michaels sieht die Diskussion inmitten eines theoretischen Wettrennens, dessen Ziel zu sein scheint, den Sinn von Ritualen nachzuweisen:

²⁶ Corina Caduff/Joanna Pfaff-Czarnecka: Vorwort, in: dies. (Hg.), *Rituale heute. Theorien – Kontroversen – Entwürfe*, Berlin 1999, S. 8.

²⁷ Belliger/Krieger (Hg.): *Ritualtheorien*, a.a.O., S. 17.

²⁸ Clifford Geertz: "Deep play" – Ritual als kulturelle Performance, in: ders., *Dichte Beschreibung. Beiträge zur Interpretation kultureller Systeme*, Frankfurt/ M. 1987, S. 252.

"Bei den Rennwagen gibt es drei Modelle... Die Modelle sind funktionalistisch, konfessionalistisch... oder formalistisch. Die Position der Funktionalisten ist: 'Ein Auto ist ein Nutzfahrzeug', die Position der Konfessionalisten ist: 'Ein Auto ist ein Mythos', die Position der Formalisten ist: '›Auto‹ ist ein Kurzwort für ›Automobil‹ oder ›Ein Auto ist ein motorgetriebenes Fahrzeug; warum es fährt und wohin es fährt, interessiert uns nicht.‹' Die Funktionalisten sagen, Rituale braucht's für diesen oder jenen individuellen oder gemeinschaftlichen bzw. spielerischen Zweck: Rituale sind Kriseninterventionen; Rituale sind Bündnisse. Die Konfessionalisten sagen, Rituale hat's, weil sich in ihnen eine andere, den Menschen überfordernde Macht (Gott) zeigt: Rituale sind Hierophanie. Die Formalisten sagen, Rituale gibt's, weil sie sich als Handlungen mit diesen oder jenen Gemeinsamkeiten auszeichnen: Rituale sind reine Form."²⁹

Es ist hier nicht der Ort, die Ritual-Debatte in all ihre Verästelungen zu vertiefen. In einer Hinsicht aber ist es notwendig, sie zu präzisieren.

Rituelle Alltagsbewältigung und Alltagsüberschreitung

Für moderne Gesellschaften, die teils tatsächlich, teils vermeintlich durch-rationalisiert und mythenentlastet sind, scheint eine Unterscheidung zweier Ritualtypen nötig:

- (a) Während in traditionellen Gesellschaften auch den 'kleinen Ritualen des Alltags' transzendierende Bedeutungen eignen, sind die alltäglichen Rituale in modernen Sozialstrukturen entweder sinnentleert oder weisen über sich selbst hinaus allein durch ihre sozialintegrative Funktion: "Viele 'kleine' Rituale, wie alltägliche Begrüßungen, Fragen nach dem Wohlergehen, Entschuldigungen sind nichts als Versuche, Reibungsflächen im Sozialkontakt zu ölen und damit als Gefahrenherde für soziale Konflikte unschädlich zu machen."³⁰

Solche Rituale sozialisieren die beteiligten Personen und verleihen ihrem Zusammenwirken basale Handlungssicherheiten: "Begegnungen und Gefühle unterschiedlichster Art... lassen sich durch Rituale in der Lebenspraxis des Individuums in sozial legitimierte Formen einordnen und bewältigen."³¹

- (b) Daneben sind auch in modernen Gesellschaften *transzendierende Rituale* zu entdecken – solche, die Initiationen begleiten und gestalten oder Mythen transportieren und reproduzieren oder in anderer

²⁹ Axel Michaels: "Le rituel pour le rituel" oder wie sinnlos sind Rituale?, in: Caduff/Pfaff-Czarnecka (Hg.), *Rituale heute*, a.a.O., S. 23-47, hier 24f.

³⁰ Wolfgang Klein: Einleitung, in: ders. (Hg.), *Sprache und Ritual (=Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik H. 65)*, Göttingen 1987, S. 7f.

³¹ Reiner Franzpötter: *Organisationskultur. Begriffsverständnis und Analyse aus interpretativ-soziologischer Sicht*, Baden-Baden 1997, S. 54.

Weise Außeralltäglichkeit erzeugen; Rituale also, die, wie van Gennep sagt, einen "Sprung", eine Zwischenphase "sakraler" Zeit im Kontinuum des Alltagslebens bewirken.³² Typisch hierfür sind Inszenierungen kollektiver Großereignisse. Deren strukturellen Sinn erkennt Soeffner "in der Tendenz und dem Versuch, die Alltäglichkeit sozialen Zusammenlebens auf dreierlei Weise zu überschreiten":

„(1) *In der Transzendenz individuellen Erlebens und Erfahrens durch die Evidenzillusion einer kollektiv dargestellten Intersubjektivität. Diese gibt zwar – für sich selbst glaubhaft – vor, sich an konkreten Inhalten und Idee zu orientieren, drückt jedoch schließlich nichts anderes aus als den – transitorisch – erfüllbaren Wunsch nach einer höheren Gemeinschaft, die vor allem sich selbst als Idee und Inhalt hat.*

(2) *In der Transzendenz des individuellen Raumes und der individuellen Reichweite durch die aktive Mitarbeit des Individuums, das sich als Teil des Gemeinschaftskörpers und der Gemeinschaftsseele darstellt und im Monument der Gemeinschaft aufgeht.*

(3) *In der Transzendenz von Zeit und Vergänglichkeit durch die Illusion, im Ritual die Zeit anzuhalten, die permanente Gegenwärtigkeit der 'höheren' Gemeinschaft sichern und das flüchtige Gemeinschaftserlebnis auf Dauer stellen zu können.*“³³

Unter Verwendung einer begrifflichen Differenzierung aus der Drogengebrauchsforschung soll der Unterschied dieser beiden Rityaltypen mit dem Begriffspaar *alltagsakzessorisch* – *alltagstranszendierend* gefaßt werden. Es gibt einerseits das Motiv, mit den Anforderungen des Alltags zurechtzukommen – durch Erzeugung von Anspannung, Entspannung, Kommunikations- und/oder Konzentrationsfähigkeit, Munterkeit, Müdigkeit, Geselligkeit, Introspektion und dergleichen, Zustände also, die auch durch zahlreiche Alltagsrituale befördert werden. Andererseits gibt es das Motiv, aus dem Alltag auszubrechen, um in eine andere Wirklichkeit einzutauchen – mittels Drogengebrauch, Meditation, Askese, Fasten, Tanz, Hypnose, Reizverminderung oder -überflutung oder eben Ritualen.³⁴

Ebenso wie es sinnvoll ist, alltagsakzessorische und alltagstranszendierende Rituale voneinander zu unterscheiden, weisen sie gleichwohl auch Gemeinsamkeiten auf. Solche lassen sich insbesondere in einem funktionsspezifischen Sinn erkennen, wie ihn M. T. Fögen anhand der

³² Arnold van Gennep: Übergangsriten (*Les rites de passage*), Frankfurt a.M./New York/Paris 1999 (frz. 1909), S. 82.

³³ Hans-Georg Soeffner: Die Ordnung der Rituale, a.a.O., S. 118.

³⁴ Irmgard Vogt/Sebastian Scheerer: Drogen und Drogenpolitik, in: S. Scheerer/I. Vogt (Hg.), Drogen und Drogenpolitik. Ein Handbuch, Frankfurt a.M. 1989, S. 5-50, hier 8f., und Olaf Herold: Ausgewählte Aspekte des Drogengebrauchs junger Erwachsener in der Techno-Szene. Med. Diss., Universität Leipzig 1998, S. 10.

Rituale der römischen Rechtssprechung identifizieren konnte: Der Sinn des Rituals liegt darin, die Reflexion, das heißt: das Mitdenken und die Verfügbarkeit anderer Möglichkeiten, nicht zuzulassen; darin, so Fögen, unterscheidet sich das Ritual bspw. von der bloßen Routine.³⁵

Dies kann hinsichtlich der konfliktentlastenden Funktion von Alltagsritualen durchaus unproblematisch sein; es kann in Bezug auf die sozial-integrative Funktion von Ritualen, ob alltagsakzessorisch oder -transzendierend, auch angebracht sein. Doch versteht sich dies weder von selbst, noch ist es einfach verallgemeinerbar für *jegliche* Ritualisierungen und Rituale. Jedenfalls im hiesigen Kontext – bei der Betrachtung der reflexiven Großorganisation Hochschule – liegt, wenn Rituale der Reflexionsvermeidung dienen, eine Frage auf der Hand: Was und wer produziert und reproduziert warum Rituale an der Hochschule – angefangen bei den Ritualen, die den Mythos zu pflegen, die Hochschule sei in Forschung und Lehre allein der Wahrheitssuche, reflexiver Aufklärung, sachbezogener Kommunikation und antiideologischer Infragestellung vermeintlicher Selbstverständlichkeiten verpflichtet?

3. Rituale im akademischen Betrieb

Wenn wir (akademische) Rituale als standardisierte Bedeutungsträger fassen, die durch das Handeln von Akteuren kulturprägend wirken, dann ergibt sich, daß die Rituale Bestandteile einer entsprechenden (akademischen) Kultur sind. Deren bedeutungstragende Erscheinungsformen lassen sich mittels dreier Begriffe voneinander unterscheiden:³⁶

- Symbole bzw. "Symbolsysteme"³⁷: sie repräsentieren und formen soziale Deutungen, Wahrnehmungen und Ordnungsschemata und stellen Bezüge zwischen Alltäglichem und Außeralltäglichem her;
- Zeichen bzw. Zeichensysteme: sie sind die "ornamentale Ausgestaltung und Benennung eines Systems sozialer Typen und Wertvorstellungen, das als Orientierungs- und Handlungsrahmen für soziale Gruppen und Gemeinschaften fungiert"; ihren Formenreichtum differenziert Franzpötter so aus: bildhafte Überzeugungssignale (z.B. Wappen, Embleme), habituell ausgedrückte Zugehörigkeitssignale (z.B. Uniformen, Trachten), Funktions-

³⁵ Marie Theres Fögen: Ritual und Rechtsfindung, in: Caduff/Pfaff-Czarnecka (Hg.), Rituale heute, a.a.O., S. 149-163, hier 156f.

³⁶ Franzpötter: Organisationskultur, a.a.O., S. 47-55.

³⁷ Geertz: Dichte Beschreibung, a.a.O., S. 9.

und Statussignale (z.B. Dienstwagen, Amtskette), moralische Appelle und Parolen (z.B. "Wir sind das Volk", "Die Hochschule ist bemüht, den Frauenanteil zu erhöhen"), Fassadensignale (z.B. T-Shirts mit Aufdruck von Firmenlogos oder "University of Michigan") und milieuspezifische Identitätssignale (z.B. Autoaufkleber "Ich bremsen auch für Tiere" oder T-Shirt mit Aufdruck "ZfH – Zentrum für Hochschulsport – Uni Leipzig");

- Rituale und rituelles Handeln.

Insoweit Rituale durch Handeln 'zum Leben gebrachte' Symbole und Zeichen sind, müssen sie auch entsprechend kontextualisiert werden. Daher ist die Betrachtung akademischer Rituale in die akademische Symbol- und Zeichenwelt einzuordnen. Diese wiederum weist Beziehungen auf zu den diversen Fachkulturen,³⁸ zu Interaktionsstilen, kollektiven Orientierungen, Werthaltungen, institutionellen Mythen usw., kurz: zu sämtlichen symbolisch kontaminierten Elementen des akademischen Betriebs.

Um Rituale als akademisch zu kennzeichnen, reicht zunächst aus, daß es die spezifischen Riten eines nach außen abgrenzbaren Teilsystems der sozialen Ordnung – des vor allem durch die Institution der Hochschule konstituierten akademischen Subsystems – sind. Der Ausdruck "akademische Rituale" bezeichnet demnach einen bestimmten Vorrat symbolischer Handlungen, die den Kanon ihrer Kernsymbole aus einem spezifischen Referenzsystem, dem der Hochschule, beziehen.

Was allerdings innerhalb dieses Subsystems alles als Ritual, als rituelle Praxis, als rituelles Handeln zu fassen ist, bleibt genauer zu beschreiben. Die großen öffentlichen Zeremonien, die exotisch und spektakulär, die feierlichen Immatrikulationen und Rektoratsinvestituren, die akademischen Festakte, Ehrenpromotionen, die Umzüge in Talartracht – diese rituellen Äußerungsformen machen nur einen Teil ritualisierter Handlungen im akademischen Subsystem aus.

Den Gegenpol bilden die kleinen, fast versteckten rituellen Praktiken und Formen, die sich beispielsweise auf der Ebene personaler Interaktion abspielen: Wenn ein Professor im Studiensekretariat telefonisch mokiert, daß im Vorlesungsverzeichnis sein Titel vergessen wurde, so ist dies ein Gebaren, das ein bestimmtes rituelles Verhalten einfordert. Wenn Forschungsförderungseinrichtungen Anträge auf Wissenschaftssubventionierung nur entgegen nehmen, sofern die unterschreibenden AntragstellerInnen – unabhängig von ihrer individuellen Qualifikation – einer bestimmten akademischen Hierarchiestufe entstammen, dann ist dies ein die ritu-

³⁸ Dazu präsentieren Sabine Besenfelder/Renate Föll einen originellen Zugriff, vgl. ihren Beitrag: Das Outfit der Wissenschaft..., in diesem Band.

ellen Gepflogenheiten der Institution interpretierendes Verhalten. Auch wenn der Rektor einer Hochschule sich bei einer Ehrenpromotion vertreten läßt und diese Vertretung nicht als selbstverständlich, sondern zum Anlaß einer Entschuldigung des statt dessen erschienenen Prorektors genommen wird, ist das ritualisierte Handeln – wie die Ehrenpromotion als solche auch.

Drei Ebenen ritueller Praxis

Um in dieses 'rituelle Chaos' ein wenig Ordnung zu bringen, bietet sich zunächst in Anlehnung an Albert Bergesen eine schematische Unterscheidung ritueller Praxis in drei verschiedene Ebenen an.³⁹

1. Eine erste Ebene bilden *Mikroriten*, bei denen Sprachmuster die einfachste Form ritueller Praxis konstituieren, und die das Individuum als "Mitglied der symbolischen Körperschaft gemeinsamer linguistischer Zeichen und Bedeutungen"⁴⁰ schaffen. Als Ausdruck von Gruppensolidarität entwickeln sich restriktive Codes, die sich auf eine gemeinsame Gruppenkultur berufen, "denn ihre verschlüsselte Natur kann nur in bezug auf gemeinsam akzeptierte Annahmen verstanden werden".⁴¹

Beispiele für solche linguistischen Riten sind das spezielle Vokabular der Korporationen, sogenannte Fachsprachen oder eine Studierendensprache.⁴²

2. Eine zweite Ebene bilden *Mesoriten*, die als Gesten zwischen sozialen Rollenspielern der interpersonellen Bildung, Bestätigung und Reproduktion relativer sozialer Hierarchien dienen. In der Regel verlangen diese Riten nach der Anwesenheit von mindestens einer anderen Person, welche die Angemessenheit einer einzelnen Geste anerkennen kann. Die Spannbreite der Mesoriten ist groß. Den größten Raum dürften auf dieser Ebene allerdings die Interaktionsrituale einnehmen, die u.a. Gesten der Ehrerbietung umfassen. Die gesamte akademische Etikette ist rituelle Bestätigung einer sozialen Hierarchie, die sie zum Teil selbst konstituieren.

An der Grenze zu den linguistischen Ritualen bewegen sich etwa Verhaltensformen, die mit sprachlichen Mitteln eine Huldigung nur

³⁹ Albert Bergesen: Die rituelle Ordnung, in: Belliger/Krieger (Hg.), Ritualtheorien, a.a.O., S. 49-76.

⁴⁰ Ebd., S. 55.

⁴¹ Ebd., S. 59.

⁴² Vgl. dazu den Beitrag von Elisabeth Berner/Karl-Heinz Siehr: „Studentensprache“ – aus der Perspektive von Studenten, in diesem Band.

widerwillig oder gar nicht zeigen. Wenn Ost-Studierende entgegen den sonstigen ortsüblichen Gepflogenheiten in Gremien der Hochschule bewußt darauf verzichten, Dozenten und Professoren mit deren Titeln anzusprechen, teilen sie zum einen mit, daß sie die sonst gültigen Verhältnisse in einer speziellen Situation nicht anerkennen; zum anderen – mikrorituell – konstituieren sie sich auch selbst als Mitglieder einer Gruppe, insofern sie eine sprachlich ausgedrückte politische Gemeinsamkeit artikulieren.

3. Die dritte und letzte Ebene bilden die *Makroriten*, die als ausdrücklich öffentliche Zeremonien eine spezifische kollektive Identität und die moralischen Werte der Gemeinschaft zum Ausdruck bringen sollen. Makroriten lassen sich in korporative Zeremonien und Rituale von Statusübergängen unterscheiden. Die korporativen Zeremonien feiern die bestehende Gemeinschaft als ganze, sie definieren sie symbolisch und grenzen sie durch die Verwendung von Symbolen, die für normative, rechtliche und ideologische Überzeugungen der Gemeinschaftsmitglieder stehen, nach außen ab (ein Beispiel sind akademische Feiertage mit festlichen Umzügen, wie sie etwa an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg gepflegt werden⁴³). Die Rituale von Statusübergängen – die *rites de passage*⁴⁴ – spielen eine Rolle beim individuellen Überschreiten von Grenzen. Sie umfassen all jene zeremoniellen Akte, die beim Eintritt oder Austritt aus einer Gemeinschaft oder bei einer Änderung der sozialen Situation innerhalb dieser zelebriert werden: festliche Immatrikulations- und Exmatrikulationsfeiern, Promotions- und Habilitationsverteidigungen, Institutseröffnungen, Begräbnis- und Gedenkfeiern etc.

Auch die Makroriten berühren sich mit anderen Ebenen der rituellen Ordnung, etwa wenn in einem Habilitationsverfahren zwischen den Mitgliedern der Fakultät über die genaue Bezeichnung des Lehrgebiets des Kandidaten gestritten wird und dabei nicht dessen Qualifikation, sondern die soziale Hierarchie der Streitenden im Mittelpunkt steht. Ebenso gibt es zu den linguistischen Ritualen Überschneidungen, die etwa dann besonders auffallen, wenn bei akademischen Festakten Vertreter der Studierenden den getragenen Stil verlassen und Despektierliches verlauten lassen.

⁴³ Vgl. dazu das Interview mit Reinhard Kreckel: Talare über Latzhosen, in diesem Band.

⁴⁴ van Gennep: Übergangsriten, a.a.O.; Victor Turner: Das Ritual. Struktur und Antistruktur, Frankfurt/M. 1989 (am. 1969), S. 94ff.

Rituale beziehen sich auf soziale Ordnung – auf verschiedene Dimensionen sozialer Ordnung: Sie reproduzieren ihre Struktur, legen sie offen, sind Ausdruck von Macht und Herrschaft, stehen gleichermaßen aber auch für ein Bedürfnis nach sozialer Solidarität. Sie integrieren und schließen aus. Rituale sind formgebundene Interpretationen sozialer Wirklichkeit. Wenn akademische Rituale Interpretationen akademischer Wirklichkeit sind, stellt sich demzufolge auch die folgende Frage: Warum hält sich trotz eines immer wieder behaupteten und zum Teil auch augenfälligen Wandels dieser Wirklichkeit (Stichworte "Massenuniversität", "Dienstleistungsunternehmen") der Formwandel akademischer Rituale nicht nur in Grenzen, sondern warum werden auch alte Formen wieder aufgenommen? Oder, um es herrschaftskritisch zuzuspitzen: Wir leben in einer Gesellschaft, die mehr als ein Drittel ihrer Schulabgänger auf die Hochschulen schickt; was rechtfertigt in einer solchen Gesellschaft elitär anmutende, distinktive symbolische Handlungen eben dieser Hochschulen, die zum bildungsbiographischen Normalfall geworden sind, sich aber immer noch als das Besondere gerieren?

Zur Wiederbelebung akademischer Rituale in Ostdeutschland nach 1989 wird gern gesagt, daß diese symbolisch anders besetzt seien, als das in der Bundesrepublik vor 1968 wie auch insgesamt in der deutschen Universitätstradition der Fall gewesen ist. Bereits vor 1989 konnte die Anrede „Magnifizenz“ eine feinsinnige Vermeidung des „Genosse Rektor“ sein. Nun, nach 1989, suche das Bewußtsein akademischer Freiheit einen symbolischen Ausdruck, den es nach 40 Jahren akademischer Unfreiheit legitimerweise beanspruchen könne.

So läßt sich unter der ostdeutschen Wiederaneignung traditioneller akademischer Formen, Etikette und Emblematik also verstehen, was Roland Barthes als "mythischen Signifikant" bezeichnet: ein Zeichen, dessen Bedeutung sich aufgelöst und nur den Buchstaben zurückgelassen hat, bis dieser als Projektionsfläche von anderen Wertesystemen neu besetzt werden konnte.⁴⁵ Was aber ist das neue Wertesystem, das auf die akademischen Rituale, deren ursprüngliche Bedeutungen historisch entsorgt wurden, neue Bedeutungen projiziert? Welche Aussagen sind es, die zu entschlüsseln uns die alt-neue akademische Symbolwelt aufgibt?

Hierzu sollten wir auf die oben getroffene Unterscheidung zwischen alltagsakzessorischen und alltagstranszendierenden Ritualen zurückkommen. Dabei ist eine Besonderheit des Referenzsystems – der Hochschule

⁴⁵ Roland Barthes: *Mythen des Alltags*, Frankfurt a.M. 1964, S. 97.

– zu berücksichtigen: Manches, was im akademischen Betrieb noch als alltagsakzessorisch gelten darf, kommt Außenstehenden oftmals ziemlich alltagsstranzendierend, um nicht zu sagen: abgedreht vor. Dennoch ist die Unterscheidung nötig, um die spezifische Symbolhaftigkeit der verschiedenen akademischen Rituale erfassen zu können.

Alltagsakzessorische akademische Rituale

Womit also behelfen sich Hochschulangehörige, um einigermaßen entlastet von der Notwendigkeit, sich ständig zu erklären und ihr Tun und Lassen ausdrücklich motivieren zu müssen, miteinander den akademischen Alltag über die Runden zu bringen; welche alltagsakzessorischen Rituale sind mithin zu entdecken?

Am auffälligsten lassen sich diese an den Sprechweisen und Kommunikationsformen beobachten. Es beginnt beim Grußverhalten inklusive distinktiver Anreden (Magnifizenz, Spectabilität, Professor, Doktor), zeigt sich an konventionalisierten Sprachregelungen (z.B.: "Fragen, die früher klassen- oder schichtenanalytisch genannt wurden, die man jedoch in der heutigen Soziologie unter dem Begriff 'Analyse sozialer Lagen' faßt"⁴⁶), und es endet keineswegs beim Ritual des akademischen Diskurses: Nach abgeschlossenem Vortrag klopft das Publikum verhalten auf die Tische, um sich dann mit Fragen auf allerhöchstem Abstraktionsniveau und kritischen Kommentaren, verpackt als Hinweis für die weitere Arbeit des Referenten, seinerseits in Szene zu setzen. "Die Antwort des Gescholtenen: Man werde den Hinweis in künftige Überlegungen miteinbeziehen."⁴⁷

Ob das geschieht, läßt sich in aller Regel zwei Jahre später überprüfen: dann erscheint ein Sammelband mit den Akten der jeweiligen Tagung. Wer geschickt ist, macht aus den "künftigen Überlegungen" auch einen künftigen, also weiteren Artikel. Denn im wissenschaftlichen Publikationswesen gilt das Prinzip der "kleinsten veröffentlichen Einheit", da nur so die pralle Fülle der individuellen Literaturlisten erreichbar ist, die als Produktivitätsnachweis gilt.

Ritualisiert können auch die sogenannten Zitierkartelle sein: Nicht der referentielle Verweis auf die Publikation des Kollegen oder der Kollegin selbst ist zwingend die zu übermittelnde Botschaft, sondern die kollegiale Nachricht, man habe dankbar die eigene Erwähnung im letzten Aufsatz

⁴⁶ Joseph Huber/Georg Thurn: Divergente wissenschaftliche und soziale Milieus, in: dies. (Hg.), *Wissenschaftsmilieus. Wissenschaftskontroversen und soziokulturelle Konflikte*, Berlin 1993, S. 7-10, hier 9.

⁴⁷ Susanne Kusicke: Alles Theater. Die Welt als Bühne und Vorstellung: Die DFG hat einen neuen Zentralschlüssel für die Kultur, in: *F.A.Z.*, 2.7.1999, S. 45.

des Kollegen/der Kollegin zur Kenntnis genommen. Ähnliche oder gegensätzliche Motive können auch dem Rezensieren zugrunde liegen.⁴⁸

Wer sich in dessen Mechanismen vertieft, gelangt sofort zur spezifischen Mechanik des Kennens und Anerkennens, wie sie etwa in Berufungsverfahren karriereentscheidende Wirkungen entfaltet.⁴⁹ Ein Beispiel ist das Argument der sogenannten „Einschlägigkeit“ der Veröffentlichungen von BewerberInnen auf eine Professur, das zugleich auf die impliziten Ritualisierungen in solchen Verfahren verweist: Es geht nicht darum, ob die Publikationen nun tatsächlich „einschlägig“ oder nicht sind, sondern es geht um gewissensentlastende Techniken, einzelne KandidatInnen elegant aus dem Verfahren zu bekommen – und nur Neulinge, z.B. studentische VertreterInnen, wissen (anfangs) nicht, daß es eben genau darum geht.

Wie faktisch zuverlässig solche Beurteilungen sind, erbrachte eine unlängst in *Nature* publizierte Untersuchung zweier Göteborger Wissenschaftlerinnen. Sie hatten untersucht, nach welchen Kriterien die Gutachter des schwedischen medizinischen Forschungsrates vorgehen, wenn die Qualifikationen von BewerberInnen für Post-doc-Stellen zu beurteilen sind. Formal ging es darum, auf einer Skala von 0 bis 4 die wissenschaftliche Kompetenz, die Bedeutung des Forschungsvorhabens und die gewählte Methodik zu bewerten; die drei "Meßwerte" wurden anschließend mit sich selbst multipliziert.

Wie sich herausstellte, erhielten Frauen in allen drei Bewertungskriterien schlechtere Noten: sie erreichten 13,8 Punkte, während ihre männlichen Mitbewerber auf 17 Punkte kamen. Ein wichtiger Maßstab für den Punkt "wissenschaftliche Kompetenz" ergibt sich aus der Häufigkeit, mit der Publikationen zitiert werden; dabei zeigte sich, daß Frauen, deren Arbeiten ebensooft erwähnt wurden wie diejenigen von Männern, dennoch weniger Punkte erhielten. Offenbar bestehe allgemein eine Neigung, die Leistung von Männern unbewußt höher einzuschätzen. Doch neben dem – männlichen – Geschlecht konnte noch ein weiteres Kriterium herausgefiltert werden, das zu einer günstigeren Bewertung führt: Bewerber, die

⁴⁸ Vgl. Herbert Ernst Wiegand: Nachdenken über wissenschaftliche Rezensionen. Anregungen zur linguistischen Erforschung einer wenig erforschten Textsorte, in: *Deutsche Sprache* 3/1983, S. 122-137, hier 125f.

⁴⁹ Vgl. den Beitrag von Karin Zimmermann: Die soziale Konstruktion der Passfähigkeit in Personalauswahlverfahren. Berufungen an ostdeutschen Universitäten, in diesem Band.

als Kollegen eines Komitee-Mitglieds bekannt sind, erhalten deutlich bessere Noten.⁵⁰

In Deutschland erweist sich das Institut des Professoriats als zuverlässigste Verwaltung des rituellen Haushalts mit dem Ziel der Hierarchiebefestigung. Historisch hatte sich mit dem Entstehen scharf umrissener Disziplinen der wissenschaftliche Austausch in Gestalt von Kongressen, Treffen, Brief- und Reiseverkehr, fachlicher Kritik über Journale und Rezensionenorgane intensiviert – eine Entwicklung, die mit der Ausgestaltung der Arbeits- und Institutsuniversität eng verbunden war. Daher wurde nun die auf "Applausum" und Lokalismus bezogene tribalistische Traditionalität der Ordinarienuniversität "mit der Durchsetzung des Forschungsimperativs nicht nur um Momente neuer 'Reisigkeit' und translokaler Geschäftigkeit im disziplinären Verkehr ergänzt"; sie wurde "auch erweitert in ihrer schon lange bestehenden, bis auf den heutigen Tag gestärkten unangenehmen und in den Folgen schädlichen hierarchisch-autoritären Fixierung":

*"Unter dem Kommando tagungsgeselliger Institutsleiter werden in den Instituten, Kliniken und Seminaren von den selbst noch immobilen Mitgliedern wissenschaftliche Ergebnisse erarbeitet, die der Ordinarius in der Öffentlichkeit als sein Arbeitsprodukt vertritt. Aus der Einsamkeit wissenschaftlicher Arbeit geht die hierarchisch verfaßte Arbeitsgeselligkeit der Institutsuniversität hervor, in der die Reisigen über die ortsansässigen Geisteigenen nach Gutdünken verfügen."*⁵¹

Das F.A.Z.-Feuilleton berichtete unlängst davon, wie eine (als überfällig annoncierte) Veränderung des Faches Kunstgeschichte durch "verkrustete akademische Rituale erschwert" werde:

"Wie etwa Michael Hesse und Werner Oechslin vorführten, zählt Autorität mehr als das plausible Erschließen eines umstrittenen Gegenstandes. In einem klug und begriffssicher argumentierenden Vortrag zu 'Kunstzitat und Kunstbewußtsein' im Werk des Architekten Philip Johnson erschloß Hesse dessen Stilpluralismus in seiner historischen Zweideutigkeit. Johnsons berühmtes 'Glashaus' von 1949 sei nicht nur eine kritische Reflexion der Architektur Mies van der Rohes. Aus der Sicht der Moderne antizipiere es vielmehr das postmoderne Spiel mit Zitaten, füge aber zugleich aus der Sicht der Postmoderne die Moderne als Stil in das mittlerweile entstandene Gesamtensemble von Johnsons Landsitz ein. Statt sich auf Hesses These einzulassen, befand Werner Oechslin knapp: Das sei zuviel der Ehre für einen Architekten, dessen Werk er für trivial halte. Er selbst versuchte dann, eine differenzierte Verwendung der Begriffe 'klassisch', 'modern',

⁵⁰ Christine Wennerås/Agnes Wold: Nepotism and sexism in peer-review, in: *Nature* 387/22 May 1997, S. 341-343.

⁵¹ Jürgen Wilhelm: Die Stammeskultur der Ordinarienuniversität, in: Martin Baethge/Wolfgang Eßbach (Hg.), *Soziologie: Entdeckungen im Alltäglichen*, Frankfurt/New York 1983, S. 477-495, hier 486.

'architektonisch' und 'antik' zu entwickeln, ohne allerdings über ein chaotisches Nebeneinander von Begriffsfeldern hinauszukommen."⁵²

Hier kommt eben genau das zum Zuge, was die Ethnologen Tribalismus nennen: "eine Verhaltenstendenz der Bevorzugung von Kontakten zu Mitgliedern der eigenen Kulturgruppe".⁵³ Neben den Professoren (seltener den Professorinnen) weisen in den hochschulischen Milieus nur noch die zwar lebendigen, gleichwohl marginalisierten Korporationen und Burschenschaften eine vergleichbare Kohärenz auf, die über alle persönlichen Animositäten hinweg erhalten wird.⁵⁴

Als akademische Initiationsrituale dürfen – neben der vergleichsweise harmlosen feierlichen Immatrikulation – die zahlreichen Prüfungsverfahren gelten,⁵⁵ die in den Weg einer wissenschaftlichen Karriere eingebaut sind. Vordiplom/Zwischenprüfung, Diplom- oder Magisterprüfung bzw. Staatsexamen, Promotionsverfahren, Habilitationsverfahren: so geht es mit abnehmender Munterkeit von einer niederen Stufe der Unmündigkeit zur nächsthöheren Stufe der Unmündigkeit. Wie – beispielsweise – eine Vorlesung gehalten wird, die keine Vor-Lesung ist, erlernt man dabei zwar höchstens zufällig, aber die Zurichtung hat ohnehin andere Ziele: "die Habilitation dient eben nicht der Förderung wissenschaftlicher Originalität, die immer auch Außenseitertum bedeutet; sie dient der Integration in das Gefüge einer Wissenschaft ebenso wie der Selektion."⁵⁶

Am Ende des Weges gelten die Übriggebliebenen hinsichtlich sämtlicher außerakademischer Verwendungen als fehlqualifiziert. Mancher wird statt dessen zum Professor berufen. Mit (meist) über 40 Jahren sieht er (gelegentlich sie) sich plötzlich in die Mündigkeit entlassen. Das kann

⁵² Thomas Wagner: Bitte das nächste Dia. Wir sind das Fach: Der fünfundzwanzigste deutsche Kunsthistorikertag in Jena, in: *F.A.Z.*, 24.3.1999, S. 59.

⁵³ Sabine Helmers: Theoretische und methodische Beiträge der Ethnologie zur Unternehmenskulturforschung, hrsg. vom Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Berlin 1990, S. 13.

⁵⁴ Zu letzteren vgl. den Beitrag von Dietrich Heither: Traditionsbestände studentischer Männerbünde, in diesem Band.

⁵⁵ Steinar Kvale: Prüfung und Herrschaft. Hochschulprüfungen zwischen Ritual und Rationalisierung, Weinheim/Basel 1972, S. 122-124.

⁵⁶ Peter J. Brenner: Habilitation als Sozialisation, in: ders. (Hg.), *Geist, Geld und Wissenschaft. Arbeits- und Darstellungsformen von Literaturwissenschaft*, Frankfurt a.M. 1993, S. 318-356, hier 331; vgl. auch die informative Auswertung empirischer Studien zum Belohnungssystem in der Wissenschaft bei Jerry Gaston: *Soziale Organisation, Kodifizierung des Wissen und das Belohnungssystem der Wissenschaft*, in: Nico Stehr/René König (Hg.), *Wissenschaftssoziologie (=Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Sonderheft 18/1975)*, Opladen 1975, S. 287-303, hier vor allem 290-297.

nicht immer gutgehen – wie sich vorzugsweise den zugeordneten Assistenten und Assistentinnen im Laufe der Zeit erschließt.

Über die Bewertung solcher Prüfungen⁵⁷ wie den Sinn und Unsinn insbesondere der Habilitation ist viel und kontrovers geschrieben worden.⁵⁸ Zur Zeit wird die Habilitation auch wieder einmal abgeschafft.⁵⁹ Es kann an dieser Stelle genügen, exemplarisch auf einige problembeladene Habilitationsverfahren hinzuweisen, die durch die nachfolgenden wissenschaftlichen Karrieren eindrucksvoll dementiert worden sind: Georg Lukács,⁶⁰ Theodor W. Adorno,⁶¹ Jürgen Habermas⁶² und, als letztlich gar gescheitertes Verfahren, Walter Benjamin.⁶³

Zu wirksamen Integrationsritualen haben sich seit 30 Jahren auch Hochschulproteste entwickelt – und für Erstsemester zu Initiationsritualen, die hinsichtlich der hochschulischen Sozialisation alle propädeutischen Bemühungen der Institute in den Schatten stellen. Jeder und jede Studierende sollte – und möchte wohl auch – einmal während des Studiums ordentlich gegen die herrschende Hochschulpolitik protestiert haben: mit dem Schlafsack in die Uni ziehen, Transparente malen, Pressemitteilungen schreiben und durch die Gegend faxen, die Profs in Protest-Freunde und -Feinde einteilen, Minister zum Rücktritt auffordern und sich über das katastrophale Protestmanagement der StudentInnenvertretung

⁵⁷ Vgl. Kvale: Prüfung und Herrschaft, a.a.O.; zum Dokortitel vgl. das angenehme verknäppte Pro und Contra: "Dokortitel: Qualifikationsnachweis oder akademische Ehre?" von Gert Hummel und Heiner Müller-Merbach, in: *Forschung & Lehre* 10/1996, S. 522f.

⁵⁸ Vgl. etwa Bruno W. Reimann: Die Habilitation in der Perspektive empirischer Studien, in: *hochschule ost* 2/1994, S. 16-26.

⁵⁹ Vgl. § 44 Abs. 2 Hochschulrahmengesetz i.d.F. vom 20.8.1998; die Formulierung lautet: „Die zusätzlichen wissenschaftlichen Leistungen... werden durch eine Habilitation oder durch gleichwertige wissenschaftliche Leistungen, die auch außerhalb des Hochschulbereichs erbracht sein können, nachgewiesen.“ Zu früheren Versuchen, die Habilitation abzuschaffen, vgl. etwa die Entschließung der Westdeutschen Rektorenkonferenz: Zur Reform des Habilitationswesens. Empfehlungen der 69. Westdeutschen Rektorenkonferenz, Bad Godesberg, 21. Januar 1969.

⁶⁰ Vgl. Gerhard Sauder: Von Formalitäten zu Politik: Georg Lukács' Heidelberger Habilitationsversuch, in: Helmut Kreuzer (Hg.), *Wissenschaftsgeschichte der Philologien (=Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 53-54)*, Göttingen 1984, S. 79-107.

⁶¹ Vgl. Burkhardt Lindner: Habilitationsakte Benjamin. Über ein 'akademisches Trauerspiel' und über ein Vorkapitel der "Frankfurter Schule" (Horkheimer, Adorno), in: Kreuzer (Hg.), *Wissenschaftsgeschichte der Philologien*, a.a.O., S. 147-165, hier 159-161.

⁶² Vgl. Rolf Wiggershaus: *Die Frankfurter Schule. Geschichte, theoretische Entwicklung, politische Bedeutung*, München 1991, S. 616f.

⁶³ Vgl. Lindner: Habilitationsakte Benjamin, a.a.O.

aufregen – das sich beim nächsten Male freilich wiederholen wird, da die nun fast professionalisierten Protestierer dann im Examen stecken und keine Zeit mehr für überindividuelle Anliegen haben. Dennoch kommen Proteste an Hochschulen unterdessen mit solcher Regelmäßigkeit vor, daß sie nur höchst selten noch alltagstranszendierend wirken. Aufgrund der asymmetrischen Sanktionsmachtverteilung zwischen alimentierendem Staat und bedürftiger Hochschule ist nur symbolisches Handeln möglich. Arbeitsverweigerungen von WissenschaftlerInnen und Studierenden z.B. gefährdeten den gesellschaftlichen Reproduktionszusammenhang erst dann, wenn sie jahrelang durchgehalten würden. Da das niemand tut, rufen sie beim Publikum regelmäßig eher verständnisloses Kopfschütteln hervor. Trotzdem bleibt nichts anderes übrig, als zu versuchen, eine doch eher gleichgültige Öffentlichkeit zu interessieren. Als Bestandteil von Protestverhalten können gezielte Regelüberschreitungen eingesetzt werden, um anzuzeigen, daß nun aber wirklich das Maß voll sei. Die Ritualisierungen der Protestkultur bedingen einen entsprechenden Vernutzungseffekt.⁶⁴

Alltagstranszendierende akademische Rituale

Alltagstranszendierend wirken zunächst zahlreiche rituell überformte Alltagsvorgänge mit Langzeitwirkung: so die hochschulischen Rechte zur Symbolverwaltung (Zeugnisse und akademische Abschlüsse mit Titelei-genschaft: M.A., Dipl.-Ing., Dr. med.) und Prestigezuteilung (über akademische Titel: Doktor, Professor, Honorarprofessor; Ehrentitel: Dr. h.c., Ehrenbürger, Ehrenmitglied, Ehrenszenator; Anreden: Magnifizenz, Spectabilität/Spectabilis; sowie Auszeichnungen: Höchstbenotungen, Preise).

Das akademische Titelwesen – übertroffen nur noch von Militär und öffentlichem Beamtentum – erweist sich in diesem Zusammenhang als erstaunlich zählebig.⁶⁵ Zwar brachte die Bildungsexpansion eine Inflationierung akademischer Abschlüsse und damit auch entsprechender Grade mit sich. Dennoch gilt ein M.A. oder Dr. nach wie vor als erstrebenswert, zumal letzterem die Eigenschaft zugeschrieben wird, "anredefähig" zu sein (was freilich nicht heißt, daß er, wie weithin vermutet, anredepflichtig ist, denn der Dr.-Grad ist, ebenfalls gegen allgemeine Vermutung, kein Na-

⁶⁴ Vgl. dazu Pascal Beucker: Abwehrkampf und Naivität. Wenn Studierende in West & Ost Politik machen. Das Beispiel BAföG, in: *hochschule ost* 4/1996, S. 31-42.

⁶⁵ Vgl. dazu auch den Beitrag von Hermann Horstkotte: Mehr als eine Frage der Ehre. Der Dr. h.c. und der Honorarprofessor, in diesem Band.

mensbestandteil⁶⁶). Dokumentieren die Titel der ersten Abschlußstufe aber immerhin noch einen ganz praktischen Verwendungszweck, nämlich die Berufsfähigkeit des Titelträgers, und verleihen sie diesem "eine gewisse Unabhängigkeit gegenüber dem ökonomischen System",⁶⁷ so gilt dies nicht für die weiteren Titelstufen. Das zeigt sich besonders augenfällig am Professorentitel.

Obgleich das Professoriat infolge der Hochschulexpansion seit den 60er Jahren zur Massenbewegung geworden ist, und obwohl die ostdeutschen Entwicklungen der 90er Jahre zumal in Jura und Wirtschaftswissenschaften es unmöglich machten, einen westdeutsch Habilitierten ablehnen zu können, es also manchen auf eine Professur spülte, dessen Talente in anderen Bereichen als der Wissenschaft zu vermuten sind – die Faszination des Professorentitels und das soziale Prestige, das er verschafft, sind ungebrochen. Die Öffentlichkeit scheint noch nicht bemerkt zu haben, daß Professor zu sein weder bedeuten muß, sonderlich gelehrt noch übermäßig begütert zu sein. Um so intensiver werden die internen Differenzierungen gepflegt: C2, C3, C4, Fachhochschul- und Universitätsprofessor,⁶⁸ außerplanmäßiger und ordentlicher Professor.⁶⁹ Die Größe der Dienstzimmer ist hierbei zu einem zuverlässigen Distinktionsmerkmal avanciert.

Doch weiterer Phantasie sind keine Grenzen gesetzt. So kennt das sächsische Hochschulrecht bspw. keine Lehrstühle (wie andernorts die C4-Professuren heißen); dennoch finden sich in Sachsen allerorten Operettenlehrstühle, wenn man Briefköpfen und Türbeschriftungen glauben möchte,⁷⁰ und an der TU Dresden werden gar Promotionsurkunden "unter dem Rektorat des Professors mit Lehrstuhl..." ausgestellt.⁷¹

⁶⁶ Vgl. Wolfgang Zimmerling: Akademische Grade und Titel, Köln/Berlin/Bonn/München 1990, S. 2; Franz Kahle: Der Mißbrauch von Titeln, Berufsbezeichnungen und Abzeichen. Rechtsgut, Schutzzweck und Anwendungsbereich des § 132a StGB, Marburg 1995, S. 196.

⁶⁷ und: "Je autonomer... die Produktionsinstanz von Titeln gegenüber der Wirtschaft ist, um so mehr verleiht auch der von ihr vergebene Titel Unabhängigkeit gegenüber der Wirtschaft." Pierre Bourdieu/Luc Boltanski: Titel und Stelle. Zum Verhältnis von Bildung und Beschäftigung, in: dies./Monique des Saint Martin/Pascale Maldidier-Pargamin, Titel und Stelle. Über die Reproduktion sozialer Macht, Frankfurt a.M. 1981, S. 89-115, hier 99.

⁶⁸ Vgl. dazu den Beitrag von Clemens Klockner: Das Professoriat an Fachhochschulen, in diesem Band.

⁶⁹ Vgl. dazu auch den Beitrag von Jürgen Enders: Die Stellung der Hochschullehrer an den amerikanischen Universitäten: ein Vorbild für die deutschen Hochschulen?, in diesem Band.

⁷⁰ Vgl. auch die amüsierte Bemerkung dazu bei Karl Friedrich Reimers: „Daß auch sächsische Universitätslehrer dazu neigen, 'vom Gesetzgeber unbelehrbar' die Vor-

Eine andere feinsinnige Differenzierung hat man sich für das Personalverzeichnis der Leipziger Universität ausgedacht, um die Überreste der personellen Flurbereinigung 1990ff. zwar schamhaft, aber doch kenntlich zu machen: Infolge politischer Reinigungsineffizienz war die neue Personalkategorie der "Professoren alten Rechts", d.h. der nach DDR-Recht Berufenen, entstanden.⁷² Wo nun im Personalverzeichnis bei ProfessorInnen neuen Rechts das jeweilige Berufsgebiet in Klammern vermerkt ist, dort steht bei den Überresten der DDR-Hochschullehrerschaft allein "Professor" – was offenbar soviel bedeuten soll wie: "Professor für nichts".⁷³

Das mag manchen der Betroffenen durchaus stören, denn in der DDR war akademische Titelhuberei ein verbreitetes Phänomen. Dieses kann heute noch beobachtet werden, wenn etwa Zeitungsartikel, vorzugsweise im *Neuen Deutschland*, regelmäßig von diversen "Doz. Dr. sc." gezeichnet sind. Freilich gab es hierbei einen Funktionswandel. Was ursprünglich die Dokumentation von Aufstiegsmobilität (vom Landarbeiterkind zur Hochschullehrerin) gewesen sein mag, das hat sich nun zur Form des Protests gegen die soziale Deklassierung großer Teile der DDR-Wissenschaftselite nach 1989 gewandelt.

Doch auch nach-89er Aufsteiger sind nicht unempfindlich für die Versuchung, sich symbolisch durch einen Titel als "Namensbestandteil" erhöhen zu lassen. Der 1993 als Bundespräsidentenskandidat ins Gespräch gebrachte Steffen Heitmann, sächsischer Justizminister, hatte während seiner Kandidaturodyssee Ablehnung von links bis rechts erfahren. Den einen waren seine wohldurchformulierten und anschließend habilitationsadäquat richtiggestellten Ansichten schlicht eine "Zumutung";⁷⁴ die anderen erinnerte sein sächsisches Idiom an Walter Ulbricht.⁷⁵ Die Leip-

gabe des Freistaats zu ignorieren und unter einem eigen-gestalteten Lehrstuhl-Briefkopf mit aller Welt zu korrespondieren, mag sich aus der Wertschätzung einer überlebten Status-Zuweisung ableiten, die deutsche Professoren beim Umgang mit sich selbst immer wieder gern entfalten.“ Reimers: Von der DDR-Journalistik an der Karl-Marx-Universität zur Kommunikations- und Medienwissenschaft an der heutigen Universität Leipzig, in: *hochschule ost* 1/1997, S. 9-32, hier 31.

⁷¹ Kurt Reinschke: Professuren und Professoren. Gedanken wider den Verfall akademischer Umgangssprache, in: *Dresdner Universitätsjournal* 12/1997, S. 4.

⁷² Zu deren Rechtsstellung vgl. Thomas Neie: Zur Stellung der DDR-Hochschullehrer nach Abschluß der Hochschulerneuerung, in: *hochschule ost* 3-4/1997, S. 247-255.

⁷³ Vgl. Der Rektor der Universität Leipzig (Hg.): Universität Leipzig Personalverzeichnis 1996/97, Leipzig o.J. [1996].

⁷⁴ Vgl. den Aufmacher des *Stern* 39/1993, S. 18.

⁷⁵ So etwa Werner Münch, seinerzeit sachsen-anhaltinischer Ministerpräsident, zit. in: *F.A.Z.* vom 18.11.1993, S. 1.

ziger Juristenfakultät wollte tröstend wirken, entdeckte wissenschaftliche Verdienste Heitmanns und ihr Recht, Ehrendokortitel zu verteilen. Heitmann war nicht abgeneigt, obgleich er über das sächsische Justizprüfungsamt in einem unmittelbaren Vorgesetztenverhältnis zu der Leipziger Fakultät steht. Ostdeutsche, die sich noch an Ehrendokortitel für Kurt Hager oder – in Leipzig – an die Ehrenpromotion der Parteihochschulrektorin Hanna Wolf erinnerten, vermochten hier jedenfalls keinen Ritualgebrauchswandel zu erkennen.⁷⁶

Wiederum aber ist diese Versuchung, gegen alles Feingefühl keine Wichtigtuerei zu verpassen, kein allein ostspezifisches Phänomen. Hannelore Kohl etwa fand die medizinische Ehrendoktorwürde der Greifswalder Universität 1995 auch dann noch annehmbar, als in sämtlichen überregionalen Zeitungen bereits ausführlich gewürdigt worden war, daß ihre – von der Promotionsordnung geforderten – "Leistungen für die Wissenschaft" eher praktischer und monetärer Natur sind. Der Akademische Senat hatte sich gar per Abstimmung gegen diese offenkundig politische Ehrenpromotion ausgesprochen.⁷⁷ Der Universitätsrektor Jürgen Kohler stand nicht an, eine süffisante Eröffnungsrede zur Ehrenpromotion zu halten: die Medizinische Fakultät verleihe heute die Ehrendoktorwürde, und zwar – damit auch dem letzten klar werde, daß die Universität nichts dafür könne – "auf der Grundlage von § 2 der Promotionsordnung der Medizinischen Fakultät". Kohler merkte an, daß es "nicht an mir als einem Fachfremden" sei, "hier Ausführungen über medizinwissenschaftliche Leistungen zu machen", um sich hinterlistig darauf zu freuen, was dem Dekan der Medizinischen Fakultät dazu in seiner Ansprache einfallen werde.⁷⁸ Nachdem die Sache überstanden war, änderte der Akademische Senat die Promotionsordnung der Greifswalder Universität, auf daß die Mediziner so etwas nicht noch einmal veranstalteten.⁷⁹

Wenn Rituale symbolweltlich kontextualisiert werden sollen, dann dürfen wir eine Kategorie nicht vergessen: die akademischen Mythen. Mancher Mythos wird fortwährend zum Handeln erweckt, etwa der, daß

⁷⁶ Vgl. Peer Pasternack: Heitmann for Ehrendoktor, in: *Universität Leipzig* 1/1994, S. 24f., und Thomas Rauscher: Zu: "Heitmann for Ehrendoktor" (Heft 1/94), in: *Universität Leipzig* 2/1994, S. 31.

⁷⁷ Bert Lingau: Hannelore Kohl wird trotz Senatsablehnung Ehrendoktorin der Medizin, in: *CRASH! Die Greifswalder Studentenzeitung* 1/1995.

⁷⁸ Jürgen Kohler: Begrüßung durch den Rektor der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, in: Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, der Rektor (Hg.), Ehrenpromotion Hannelore Kohl. "Rehabilitation Hirnverletzter – einst und jetzt" (=Greifswalder Universitätsreden N.F. Nr. 80), Greifswald 1995, S. 5-7, hier 5.

⁷⁹ Vgl. *Journal der Ernst-Moritz-Arndt-Universität* 5/1995, S. 2.

Hochschule eine elitäre Veranstaltung sei, wozu voraussetzlich eine klare Trennung zwischen "Elite" und "Masse" vorgenommen werden müsse und könne.⁸⁰ Die Folge sind regelmäßige Forderungen nach Hochschuleingangsprüfungen – zwischenzeitlich auch an einer Reihe von Hochschulen praktiziert oder angestrebt; ebenso weist ein Argumentationsstrang in der aktuellen Bachelor/Master-Debatte – derjenige der akademischen Kulturpessimisten – in die gleiche Richtung.⁸¹

Andere Mythen werden für den jeweiligen lokalen Symbolhaushalt benötigt. So war man an der Universität Leipzig lange Zeit auf der Suche nach dem „Identitätskern der Universität“, nach einer sinnstiftenden Idee, die man der fast 600jährigen Universitätsgeschichte unterchieben könnte. Benötigt wurde Material für die symbolische Konstruktion gegenwartstauglicher Geschichtsbezüge, mit denen aktuell zu pflegende Rituale historisch aufgeladen werden können. Die Suche blieb nicht gänzlich ohne Erfolg. 1996 wurde von einem damals amtierenden Prorektor eine originelle Gedankenkette präsentiert, die jedenfalls die zentrale Bedingung des lebendigen Mythos erfüllt – "Der Mythos ist eine Aussage"⁸²:

*"Bei all diesen Veränderungen galt es, den Identitätskern dieser Universität zu bewahren, der sich allen politischen Vereinnahmungsversuchen gegenüber resistent erwiesen hatte. // Die besondere Leipziger Identität ermöglichte selbst in den dunkelsten Perioden der immerhin 60 Jahre dauernden diktatorischen Vereinnahmungen, daß ein kritisch-aufklärerischer Geist dem universitären Alltag nicht völlig abhanden kam. Es handelt sich um die in Jahrhunderten entstandene integrative Fähigkeit dieser Universität, die Spezialisierungsschritte der Wissenschaften in der Universitas litterarum immer wieder aufzuheben... Und wenn der interdisziplinäre Dialog hier und da... ins Stocken kam, blieb als stabile integrative Plattform, auf der sich die Angehörigen der Universität immer treffen konnten, der gemeinsame Bezug zum Musischen, zur Musik, zur Kunst..."*⁸³

Es darf eine weitere Bedingung hinzugefügt werden, die hier erfüllt ist: "Der Mythos ist eine entpolitisierte Aussage." Er leugnet nicht die Dinge, lesen wir bei Roland Barthes, "seine Funktion besteht im Gegenteil darin, von ihnen zu sprechen. Er reinigt sie nur einfach, er macht sie

⁸⁰ Vgl. dazu den Beitrag von Torsten Bultmann: Die Eliten und die Massen. Kritik eines bildungspolitischen Stereotyps, in diesem Band.

⁸¹ exemplarisch: Kurt Reumann: Studienreform und Arbeitsmarkt, in: *F.A.Z.*, 27.7.1999, S. 14.

⁸² Barthes: *Mythen des Alltags*, a.a.O., S. 85.

⁸³ Michael Geyer: Der Umbau der Universität Leipzig. Chancen und Risiken für einen Wissenschaftsstandort, in: Rektorat der Universität Leipzig (Hg.), *Wissenschaftsstandort Leipzig. Die Universität und ihr Umfeld*, Leipzig 1997, S. 11-22, hier 11f.

unschuldig, er gründet sie als Natur und Ewigkeit, er gibt ihnen eine Klarheit, die nicht die der Erklärung ist, sondern die der Feststellung.“⁸⁴

Die vermeintliche Überzeitlichkeit der Hochschule bedienen auch akademische Eide. An der Wiener Universität wird noch heute von allen Examinierten eine sog. Sponsionsformel bzw., von den Promovierten, die Promotionsformel gesprochen, so etwa für das Magisterium der Philosophie bzw. Naturwissenschaften bzw. Sozial- und Wirtschaftswissenschaften:

„Ich verspreche, der Universität, die mir den akademischen Grad verliehen hat, dauernd verbunden zu bleiben, und sie in der Erfüllung ihrer Aufgaben nach meinen Kräften zu unterstützen.

Ich verspreche insbesondere, den Fortschritt der Wissenschaften auf dem Gebiete, auf dem mich der akademische Grad zur Berufsausbildung berechtigt, aufmerksam zu verfolgen und mir insoweit anzueignen, als es für meine Berufsausübung von Bedeutung ist.

Ich verspreche ferner, mein Urteil in wissenschaftlichen Fragen stets nach bestem Wissen und Gewissen ohne Rücksicht auf persönlichen Ehrgeiz oder Vorteil oder andere außerwissenschaftliche Motive zu bilden.

Ich verspreche endlich, in meiner Lebensführung alles zu unterlassen, was das Ansehen des mir verliehenen akademischen Grades schädigen könnte.“⁸⁵

Im Zuge der aktuellen Debatte über Fälschung und Betrug in der Wissenschaft werden solche Eide auch neu diskutiert. Funktionale Äquivalente zu Eidesformeln stellen die wissenschaftsethischen Selbstverpflichtungen dar, wie man sie heute beim Eintritt in Fachgesellschaften praktischerweise gleich mitunterzeichnet. Auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) hielt den zeitgenössischen akademischen Betrieb für so verworfen, daß sie die ethische Ermahnung auf 20 Seiten ausdehnte.⁸⁶ Solche gut gemeinten Papiere können selbstredend nichts ändern, solange die Strukturen, welche die Verwerfungen produzieren, kein Gegenstand der Veränderung sind. Daher tragen sie auch nichts zur Bewältigung des akademischen Alltags bei, sondern überhöhen ihn lediglich: indem sie das so sympathische wie realitätsferne Bild guter Menschen zeichnen, die in problematischen Strukturen nicht adäquat, also problematisch, sondern gut handeln, obgleich sie sich damit u.U. die Grundlage entziehen, in die-

⁸⁴ Barthes: Mythen des Alltags, a.a.O., S. 130f..

⁸⁵ Wien 1999, unveröff.

⁸⁶ Vgl. Deutsche Forschungsgemeinschaft: Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis. Empfehlungen der Kommission "Selbstkontrolle der Wissenschaft". Denkschrift, Weinheim 1998, S. 5-24. Vergleichbare Empfehlungen liegen von der Max-Planck-Gesellschaft (MPG) und der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) vor.

sen Strukturen weiterhin überhaupt handeln zu können.⁸⁷ Dieter Simon hat, wie meist, mit der gebotenen Zurückhaltung die Situation in feinfühligere Worte gefaßt:

"Jetzt ist der Jammer groß. Die Kommissionen treten zusammen. Selbstreinigung wird gefordert, auf daß man nicht gereinigt werde. Buße ist annonciert. Hat man sich nicht selbst ein bißchen zuwenig gekümmert? Zu flüchtig gelesen? Das 'Fehlverhalten' wird kartographiert. Ethikkodizes werden konzipiert. Du sollst keine Daten erfinden und andere nicht bestehlen. Aha! Endlich wird deutlich, was unanständig ist. An dem einen Ende droht die Justiz. Am anderen werden Ethikvorlesungen gefordert und installiert. Ganze Disziplinen machen sich anheischig, sich in Moralwissenschaften zu transformieren. Vielleicht geht Platons Traum nach zweieinhalbtausend Jahren doch noch in Erfüllung. Man lehre einen Menschen recht deutlich die Tugend. Sobald er sie endlich begriffen hat, wird er ihr folgen.

Er wird nicht. Also denkt man besser in den Kategorien von Überwachen und Strafen. Das Disziplinarrecht muß verschärft, die juristischen Handhabungen müssen verbessert werden. 'So ruft das Volk nach jeder abstoßenden Tat nach der Todesstrafe.' 'Gewiß. Aber einige Sicherungen mehr könnte man schon einbauen': Begrenzung der Anzahl von Autoren eines Beitrags; detaillierte Kennzeichnung der Verantwortlichen für eine Abhandlung; mehr, sorgfältigere und internationale Gutachten; Verstärkung der Selbstkontrolle; Reduzierung der Datenflut; Beseitigung der mörderischen 'Publish or perish'-Alternative. Gut so – aber helfen wird es nichts. 'Der Fehler liegt im System.' – 'Gewiß doch – wo sonst?' Ebendeshalb ist das Kind längst in den Brunnen gefallen, und es ist nicht zu sehen, wie man es wieder ans Tageslicht hieven könnte."⁸⁸

Nun, vielleicht so, wie sich die Universität Freiburg in ihren Grundsätzen zur "Selbstkontrolle in der Wissenschaft" redlich bemüht: "Befunde und Ideen anderer Forschender sind... in gebotener Weise zu zitieren."⁸⁹

Weitere alltagstranszendierende Rituale hatten wir oben bereits problemillustrierend erwähnt: das akademische Zeremonialwesen, bestehend aus Investitur, feierlicher Im- und Exmatrikulation, Promotionsdisputation und Habilitationsvortrag, Goldenem Doktorjubiläum, Begräbnis- und Gedenkeremonien, die Amtsketten und die Straßenumzüge in vollem Ornat. Transzendierend sind solche Rituale weniger durch einen Glauben an et-

⁸⁷ Vgl. hierzu den Beitrag von Marco Finetti/Armin Himmelrath: Zwischen Lehrstuhl und Sozialhilfe. Aufstiegsrituale und Absturzgefahren für den Nachwuchs: ein guter Nährboden für wissenschaftliche Unredlichkeit, in diesem Band.

⁸⁸ Dieter Simon: Die Wahrheit muß erfunden werden. Wozu die Wissenschaft dient: Über glitschige Kröten, dramatisierte Kurven und andere Geburtshelfer des Fortschritts, in: F.A.Z., 18.12.1997, S. 40.

⁸⁹ Albert-Ludwigs-Universität Freiburg: Selbstkontrolle in der Wissenschaft. Verabschiedet vom Senat in seiner Sitzung am 16. Dezember 1998, <http://www.uni-freiburg.de/universitaet/kommissi.druck.htm> (Zugriff: 25.5.1999).

was außerhalb der liturgisch integrierten Gemeinschaften, sondern in der Feier ihrer selbst – also des Status quo, mithin der Veränderungsresistenz. Hier gilt, was Hans-Georg Soeffner übergreifend feststellt:

*"die allgemeine Bedeutung und Botschaft des Rituals (bestehen) weder im Glauben an einen Gott noch an die Dire Straits, den FC Schalke 04, Frieden und Freiheit etc. ... Hier geht es... vor allem um das Erlebnis und die Erfahrung von 'Gemeinschaft' selbst innerhalb einer möglichst großen und einsinnigen, kollektiven Ausdrucksgestalt... Zugleich wird aus dem Prozeß, in dem subjektive Gefühle und Erlebnisse durch die kollektive Darstellungsform in ein Gemeinschaftserlebnis transformiert und gesteigert werden, ein Prozeß der 'Selbstcharismatisierung' der Gemeinschaft als solcher."*⁹⁰

In der Organisationskulturperspektive stellen sich derartige zeremoniellen Feiern "als Rituale dar, die nicht nur alle Angehörigen symbolisch in die Gemeinschaft einschließen, sondern auch ihre imaginierte 'Identität' neu kreieren, bekräftigen und öffentlich inszenieren. Feste unterbrechen die Routine und Abläufe" des Alltags, "sie bilden einen 'Rahmen', sie legitimieren disparate und widersprüchliche Alltagserfahrungen der Organisationsmitglieder, indem sie diese symbolisch überhöhen". Konstruiert werde "die öffentliche Fiktion der *Corporate Identity*, suggeriert Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit von unterschiedlichen Menschen, Gruppen und Abteilungen – auch und gerade, wenn die *Corporate Identity* im Alltagsleben kaum erfahrbar ist".⁹¹

Gleichfalls symbolisch kapitalbildend ist ein Bündel von unentwirrbar verfilzten informellen Vorschriften, machtmechanisch motivierten Normen und raffinierten Ritualen angelegt, das sich funktional zwischen alltagsakzessorischem und -transzendierenden Charakter bewegt: Die gesamte akademische Etikette (das Anreden mit Titeln und Positionsbezeichnungen wie Spektabilität oder Magnifizienz, die Verleihung von Ehrendiplomen und Ehrentiteln), das Anführen von Autoritäten in wissenschaftlichen Veröffentlichungen, Danksagungen, Festschriften,⁹² subtile Formen wie das selbst genommene, aber auch gewährte Recht, auf Kolloquien zu langen Gegenreferaten anzusetzen, oder die professorale Angewohnheit, zwar andere ProfessorInnen mit „Herr Kollege“/„Frau Kollegin“ anzureden, nicht aber den Gelehrten/die Gelehrte ohne Professorentitel, Sitzordnungen bei akademischen Feiern etc. etc. – alle diese schein-

⁹⁰ Soeffner: Die Ordnung der Rituale, a.a.O., S. 115f.

⁹¹ Franzpötter: Organisationskultur, a.a.O., S. 187.

⁹² Vgl. hierzu die nicht auf den akademischen Bereich bezogene, aber in ihren Ergebnissen übertragbare, anhand politischer und Vereinsfestschriften vorgenommene Untersuchung von Gerd Antos: Grußworte in Festschriften als "institutionelle Rituale". Zur Geschichte einer Textsorte, in: Wolfgang Klein (Hg.), Sprache und Ritual (=Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik H. 65), Göttingen 1987, S. 9-40.

bar kleinen Ausdrücke von Unter- oder Überordnung sind rituelle Bestätigung der sozialen Hierarchie, die sie zum Teil selbst konstituieren.

Selbstverständlich lassen sich diese Gesten der Ehrerbietung nicht davon trennen, daß sie das Element der Unterwürfigkeit enthalten und der Manifestierung von Macht dienen; allerdings müssen sie darauf nicht reduziert werden. Es existiert auch im akademischen Bereich eine Vielzahl von symmetrischen Ehrerbietungen zwischen sozial Gleichrangigen, und einzelne Formen der Ehrerbietung sind Ausdruck von Vertrauen, Würdigung von Kenntnissen, Formen von Achtung oder Zugehörigkeit.⁹³

Codes und Ambivalenz akademischer Rituale

Wer die neuerdings wiederbelebten Rituale der Ordinarienuniversität entschlüsseln will, stößt auf drei Codes. Diese bilden den Sinn der austauschbaren symbolischen Handlungen, finden sich – in unterschiedlicher Gewichtung kombiniert – in diesen immer wieder repräsentiert und verbinden bei allen Unterschieden die vor-68er Hochschule mit der nach-89er. Die drei Codes sind: Wir an der Hochschule sind historisch; wir sind anders als alle anderen; und wir legen Wert darauf, daß einige wenige bei uns die Ziele und Wege bestimmen, die die Mehrheit dann anstrebt und beschreitet. Die wesentlichen Botschaften akademischer Rituale sind also: Historizität, Distinktion und Hierarchie.⁹⁴

Ursprünglich verliehen akademische Rituale einer bestimmten Würde Ausdruck. Diese Würde ist nicht erst heute, sondern war durch die Geschichte hin immer schon ambivalent. Einerseits unterstrich sie den Anspruch auf Autonomie – das richtete sich nach außen und zeigte sich bereits darin, daß an der Universität republikanische Elemente beheimatet waren, als die gesellschaftliche Ordnung noch zutiefst feudal strukturiert war. Andererseits unterstrich die akademische Würde die interne Hierarchisierung. Talare bspw. symbolisierten immer auch Herrschaftsverhältnisse. Hierarchien wurden damit – und mit weiteren Instrumenten – markiert, Kommunikationsverhalten geprägt, Entscheidungsprozesse strukturiert. Das bleibt zeitenübergreifend gültig, denn: “Zwischen den einzelnen Gesellschaftsmitgliedern und der symbolischen Ordnung, den Bedeutun-

⁹³ Erving Goffman: Interaktionsrituale, in: Belliger/Krieger (Hg.), Ritualtheorien, a.a.O., S. 323-338, hier 326-328.

⁹⁴ Eine etwas andere Lesart präsentiert Jochen Hörisch: Die Liebe der Alma mater, in diesem Band.

gen, in und an denen sie sich orientieren, liegt der Bereich der Politik, der Macht, der Herrschaft und der Ideologie."⁹⁵

Ist nun aber der Talar als Ausdruck von Amtswürde eine symbolische Kapitalanlage und läßt sich als Reputationssponder verstehen, so ergibt sich doch auch für die ummantelte Person eine widersprüchliche Doppelwirkung. Einerseits wird das Individuum, sobald es den Talar überstreift, aus der Masse herausgehoben, also subjektiv erhöht. Dies geschieht aber andererseits um den Preis der gleichzeitigen Entsubjektivierung: denn das talargeschmückte Individuum erfährt seine Erhöhung allein dadurch, daß es vom symbolischen Bedeutungsgehalt des Talars benetzt wird – was sinnfällig wird, sobald es sich des Talars entledigt und augenblicklich auf seine optische, moralische, intellektuelle oder sonstwelche Durchschnittlichkeit zurückgeworfen wird.

Die in Organisationsritualen sich zeigende symbolische, normative und emotionale Kontrolle der Organisationsangehörigen, so lesen wir bei Franzpötter, wirkt "nicht in direkter, sondern in eher indirekter und subtiler Weise":

*"Führung und Einfluß, Kontrolle und Unterordnung sind... nicht verschwunden, im Gegenteil, sie zeigen sich heute... in zahlreichen kleinen Episoden, die man als 'Dramatisierungen' von Kontrolle und Herrschaft bezeichnen kann... Die Kontrolle der Organisation über ihre Mitglieder beruht somit auf subtilen sozialen Vermittlungsformen, sie ist eingebettet in einen je besonderen Ritualkontext, in dem der einzelne durch seine Teilhabe an den symbolisch-expressiven Ausdrucksformen des Kollektivs lernt, sich selbst zu kontrollieren und eine sozial akzeptierte Darstellung seiner Tätigkeit zu geben... Wer unter so hohem sozialen Erwartungsdruck sich bestimmte Meinungen, Sichtweisen und Überzeugungen zu eigen macht, wird dazu neigen, sie als authentischen Ausdruck seiner 'wirklichen' Auffassungen und Grundanschauungen zu verstehen."*⁹⁶

Was hier beschrieben wird, sind gewandelte Organisationen im außerakademischen Bereich. Was dies für uns interessant sein läßt, ist der Umstand, daß eben dieser bislang außerakademische Organisationswandel und seine Techniken soeben im Begriff sind, die Hochschulen zu erreichen. Damit aber ist auch ein ganzes Arsenal neuer Ritualisierungen zu gewärtigen. Nach den alltagsakzessorischen wie -transzendierenden Ritualen der alten Ordinariatenuniversität, den daran sich anschließenden primär alltagsakzessorischen Ritualen der nach-68er Gruppenuniversität und nach den nunmehr die alltagstranszendierenden Aspekte betonenden Reanimationen der 90er Jahre werden also die ungleich subtileren Rituale des *organisational change* folgen. Manches davon ist bereits aktuell zu

⁹⁵ Wolfgang Habermeyer: Schreiben über fremde Lebenswelten. Das postmoderne Ethos einer kommunikativ handelnden Ethnologie, Köln 1996, S. 85.

⁹⁶ Franzpötter: Organisationskultur, a.a.O., S. 190-192.

beobachten, z.B. Leitbilder: Sie liegen im Trend der Hochschulpolitik, „Planer und Hofdichter sind an allen Universitäten zwecks Imageförderung mit deren Abfassung beschäftigt“, spottet Michael Daxner und sieht aus „dem Wesen, der Idee und der Bestimmung der Universität das *Leitbild* geworden, und unterhalb des Leitbildes erscheint die Zielvereinbarung als gerade noch zu bewältigendes Instrument akademischer Selbstreflexion“.⁹⁷

Das hat Folgen. Der ökonomistische Strang der aktuellen Hochschulreformdebatte hat zwischenzeitlich eine handlungsleitende Entlastungsformel kreiert, die selbst bereits rituell geworden ist. Sie lautet: „Enttabuisierung“. Dahinter versteckt sich ein Vorgang, der die einen Tabus (z.B. Chancengleichheit statt Hochschuleingangsprüfungen) bricht, um die anderen Tabus (z.B. hierarchische Sozialstrukturen in Instituten und Kliniken) zu schützen. Hier wird Offenheit für Neues ("Innovation") demonstriert, werden alte Üblichkeiten neu etikettiert ("Centers for Excellence") und Unannehmlichkeiten der letzten Jahrzehnte entsorgt ("Wettbewerb statt Frauenförderung").

Zur Absicherung dessen folgt man der neueren Managementliteratur, die *Corporate Identity* (CI) in den Mittelpunkt der Personalführung und -entwicklung stellt. Es gewinnen Prozesse an Bedeutung, die individuelle und kollektive Identitätsbildung mit der Hochschule befördern sollen. Das ist zunächst ein Versuch, organisationsinterne Widerstände gegen Veränderungen mithilfe positiver immaterieller Anreize zu demobilisieren. Das hierbei mindestens zu lösende Problem ist freilich ein jeder Identitätsfindung innewohnendes: das der Spannung zwischen Identifikation und subjektiver Autonomie. Reformfreudige Institutionen benötigen Mitglieder, die Entscheidungsspielräume ausfüllen, damit Verhaltensrisiken eingehen und auf diese Weise Kreativität entwickeln. Identifikation verbindet sich nicht per se mit individueller Autonomie, sondern fördert eher das Gegenteil.

Erste CI-Auswirkungen sind vornehmlich bei der Pflege der Ornamentik (jetzt: *Corporate Design*) der Hochschulen zu beobachten – die bislang eher alltagstranszendierend wirkte, etwa wenn alte Siegel im Briefkopf weitergeführt werden. Nunmehr gewinnt die Ornamentik neue und zwar alltagsakzessorische Funktionen, wenn bspw. im Logo der TU Dresden die beiden Buchstaben T und U zusammen die Form einer Schraube bilden. Im Anschluß an solche CI-Auswirkungen wird eine komplett neue Symbolwelt – sachgemäßer wohl als *Styling* zu bezeichnen – entworfen werden, welche die aktuell sich dynamisierende Hochschulreformbetrieb-

⁹⁷ Michael Daxner: Leitbilder – Leitplanken auf der Bildungsschiene?, in: *Gegenworte* 3/Frühjahr 1999, S. 53f., hier 53.

samkeit⁹⁸ aufnimmt, akzeptabel zu machen sucht und sie aber auch obstruieren wird: Leitbilder, Zielvereinbarungen, Evaluationen und Ranking werden neue Ritualisierungen produzieren, um damit Anforderungen vermeintlich zu bedienen, tatsächlich jedoch die profanen Zumutungen der Marktwelt zu unterlaufen.

Spannend verspricht dabei vor allem eines zu werden: Die mitarbeiterorientierten Managementkonzepte – im öffentlichen Sektor als *New Public Management* – orientieren zuvörderst auf flache Hierarchien, möglichst horizontale Aufgabenverteilung und Verantwortungsdelegation nach unten. In der Tat stehen dort, wo es um Wettbewerb und Leistungsorientierung gehen soll, Hierarchien vor allem im Wege. Hier wird das Publikum in den nächsten Jahren aller Voraussicht nach mannigfache Phantasieentfaltung beobachten können: bei der Suche nach Mitteln und Wegen, die Hochschule optisch zu enthierarchisieren, ohne die bestehenden Hierarchien anzutasten. Der aktuelle Streit zwischen der Hochschulrektorenkonferenz und dem universitätsprofessoralen Hochschulverband darüber, ob nun die Hochschullehrer stark bleiben oder die Präsidenten, Rektoren und Dekane stark werden sollen, liefert ein erstes anschauliches Beispiel: dafür, wie man das eigentliche Problem, nämlich die Hierarchien, wegdefiniert, indem man das Problem zur Lösung deklariert und diese Deklaration als Grundsatzstreit inszeniert.

Was leisten die akademischen Rituale?

Die Frage, die sich angesichts dessen einer betont vorurteilsfreien Betrachtung stellt, ist: Wie leistungsfähig hinsichtlich sozialer Integration, symbolischer Selbstvergewisserung und historischer Platzanweisung der Hochschule werden die alten Rituale gegen die kommenden Zumutungen der managerialistischen Konzepte sein? Werden sie einen konservativen Widerstand zu mobilisieren in der Lage sein; oder vermögen sie die praktischen Veränderungen auf der symbolischen Ebene so lange abzufedern, bis die Liebhaber akademischer Etikette verrentet sind; oder aber wird eine Brücke geschlagen werden zwischen der Alltagsakzession qua Ritualen der Deregulierung einerseits und der Alltagstranszendierung mittels der Rituale der Alten Universität andererseits?

Als Bedeutungsträger sind Rituale auch Medien: mit ihrer Hilfe werden Botschaften kommuniziert. Daher dürfte es, wenn ein Kulturwandel zu erwarten steht, sinnvoll sein, auch in bezug auf akademische Rituale

⁹⁸ überblicksweise dazu Falk Bretschneider/Peer Pasternack: Die deutsche Hochschulreformindustrie und die sächsische Reformmanufaktur, in: F. Bretschneider (Hg.), Hochschulpolitikerneuerung. Perspektiven für Sachsen, Leipzig 1998, S. 85-97.

den Perspektivenwechsel der Medienwirkungsforschung nachzuvollziehen. Wurde ursprünglich mit Lasswells Kommunikationstheorie gefragt: "Wer sagt Was Wem Wodurch mit Welcher Wirkung?",⁹⁹ so setzt sich seit den 70er Jahren immer mehr die Frage durch: "Was tun die Leute, die Gruppen, die Gesellschaft mit den Medien?"

Antworten auf diese Fragen versuchen die nachfolgenden Beiträge in diesem Band. Wir für unseren Teil wollen uns auf drei abschließende grundsätzliche Bemerkungen beschränken.

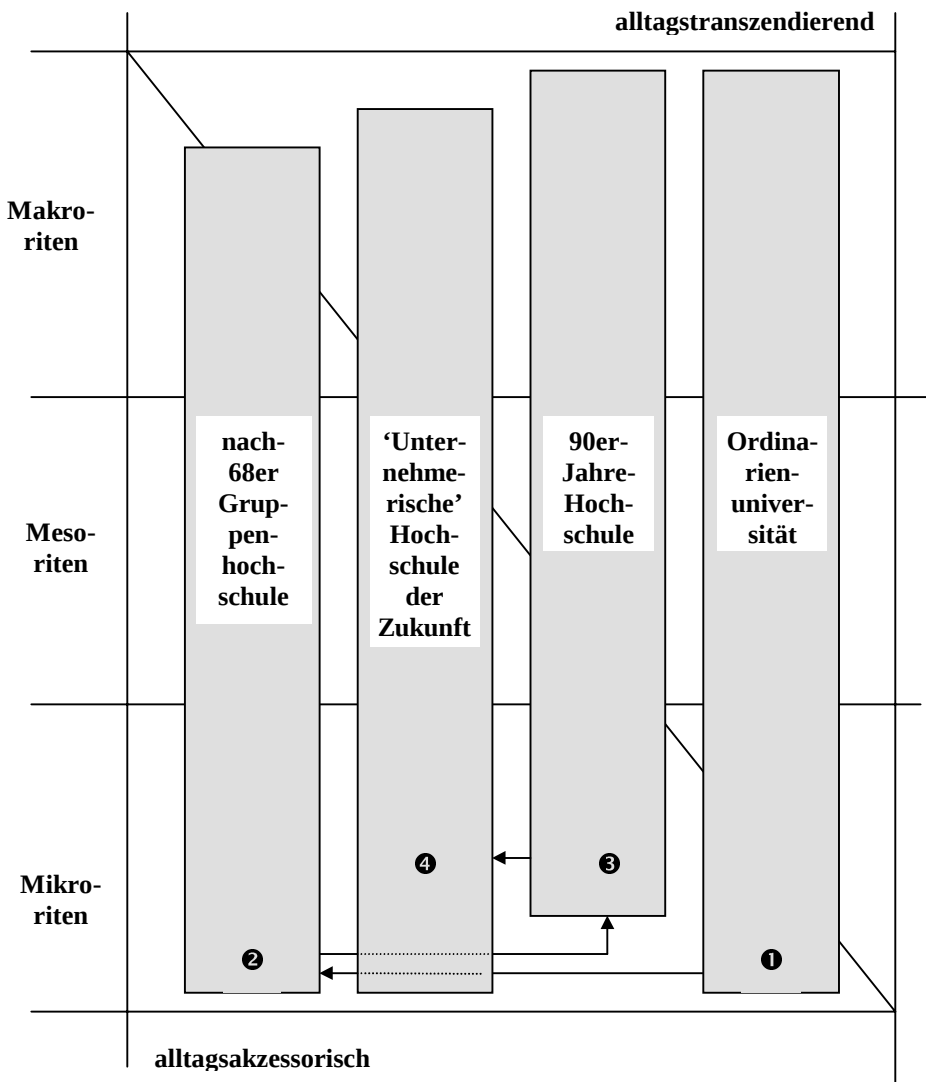
Zunächst ist, erstens, darauf hinzuweisen, daß es Anzeichen dafür gibt, daß Rituale ein menschliches Bedürfnis befriedigen, sich von symbolischen 'Tatsachen' beeinflussen zu lassen und nicht allein von utilitaristischen Kalkulationen.¹⁰⁰ So artikulieren etwa Studierende am Ende ihres Studiums immer wieder Mißmut über die Form ihrer Exmatrikulation: Sie stört, daß beim Überschreiten einer wichtigen biographischen Schwelle und nach Meisterung einer ganzen Reihe von Hürden das Besondere der Situation allein darin Ausdruck findet, daß ihnen von der Mitarbeiterin des Prüfungsamtes nüchtern ein schmuckloses Abschlußzeugnis in die Hand gedrückt wird. Hier äußert sich ein Verlangen, mit der individuellen Erfahrung nicht allein zu bleiben, sondern diese kollektiv zu verdichten, eine (vermutlich flüchtige) kollektive Identität zu schaffen und damit die eigene Position in der Sozialstruktur symbolisch zu sichern: Nicht nur soll die eigene Statuserhöhung veranschaulicht, sondern gleichermaßen auch die neue Rolle symbolisch angenommen werden.

Zum zweiten tragen Rituale dazu bei, aufgekommene Konflikte auszutragen. Der akademische Habitus ist i.d.R. durch Konventionen wie Zurückhaltung, Würde und Affektbeherrschung geprägt. Eine offene Austragung von zwischenmenschlichen Konflikten ist bei Einhaltung dieser Regeln so gut wie ausgeschlossen – die Akteure sind dadurch gezwungen, sich subtilerer Formen zu bedienen, um intersubjektive Spannungen auszutragen bzw. auszuhalten. Das rituelle Repertoire der akademischen Etikette stellt dafür eine ganze Reihe von Elementen bereit, deren Befolgen wie auch Verletzen auf der rituellen Ebene das ausdrücken kann, was offen und direkt geäußert keine soziale Akzeptanz finden würde.¹⁰¹ In der Wirklichkeit zwangsläufig verdrängte emotionale Reaktionen auf soziale Rang- und Machtstrukturen werden rituell erlebbar.

⁹⁹ Harold D. Lasswell: The Structure and Function of Communication in Society, in: L. Bryson (ed.), The Communication of Ideas, New York 1948.

¹⁰⁰ David I. Kertzer: Ritual, Politik und Macht, in: Belliger/Krieger (Hg.), Ritualtheorien, a.a.O., S. 365-390, hier S. 367.

¹⁰¹ Belliger/Krieger: Einführung, a.a.O., S. 15.



Die Balken repräsentieren das jeweilige rituelle Repertoire der hier grob unterschiedenen (ungleichgewichtigen) Hochschulentwicklungsphasen. Ihre vertikalen Plazierungen drücken die Verschiebungen eher hin zu Makro- oder eher hin zu Mikroriten aus. Die horizontalen Plazierungen verdeutlichen die Gewichtung zwischen alltagsakzessorischen und alltagstranszendierenden Ritualen. Die Numerierung kennzeichnet die chronologische Abfolge.

Symbolwelt und Ritualgebrauchswandel der deutschen Hochschule

Zum dritten schließlich behalten viele akademische Rituale nur oberflächlich ihre Gestalt. Zwar ist insbesondere den Makroriten ein konservativer Charakter eigen, doch zeigen neue Elemente im Symbolhaushalt der Hochschulen – z.B. das an westdeutschen Universitäten in den siebziger Jahren und teils noch heute übliche Duzen im Seminar¹⁰² – auch: die rituelle Praxis an Hochschulen vermag durchaus auf Änderungen ihres lebensweltlichen Kontextes zu reagieren.¹⁰³ Daraus ließe sich schließen, daß auch moderne Gesellschaften kollektiver, sakraler Praktiken und Rituale bedürfen und sich schöpferisch neue Objekte und Symbole der Verehrung schaffen¹⁰⁴ – eine Position, die jedenfalls die neuere Ritualdebatte durchzieht. Die Inhalte kommen und gehen, das Ritual aber bleibt? Völlig abwegig erscheint dies nicht – wir brauchen ja nur einmal, da wir gerade dabei sind, diesen Artikel betrachten. Bei genauem Anblick präsentiert er eine charakteristische Sequenz symbolischer Handlungen, subtextueller Raffinessen und distinktiver Zeichensetzungen.

Die Rituale dieses Artikels

Es geht gleich zu Beginn los: Obgleich er ein Vorwort ist, trägt der Text einen richtigen Titel: die Autoren haben schließlich auch ihre Publikationslisten zu füllen, und auf solchen klingt "Vorwort" nun doch zu wenig eindrucksvoll.

Dann sind so eifrig wie durchgehend einschlägige Autoritäten zitiert, querbeet geht das *name-dropping*. Die Botschaft: die Verfasser sind im Bilde und erstaunlich belesen. Der Subtext für Eingeweihte: sie verstehen ihre Gedankengänge geschickt gegen Einwände zu immunisieren. Aber: natürlich sind nicht *alle* im hiesigen Kontext zitierfähigen Autoritäten zitattweise ausgebeutet oder verweisungstechnisch untergebracht worden (es fehlen etwa Marcel Mauss, Herbert Spencer, Claude Levi-Strauss, James

¹⁰² Vgl. Gerhardt Amendt: Über das Suzen und Diezen an der deutschen Reformuniversität, in: *Leviathan* 3/1994, S. 307-317: "Das Duzen drückte mehreres aus: Vertrautheit, politische Gemeinsamkeit in der Ordinarienkritik, Verantwortung für das Gemeinwohl, symbolische Abgrenzung von rigiden Traditionen sprachloser Konfliktvermeidung, ja sogar gemeinsamen Kampf für die Befreiung von der Geisel kapitalistischer Mehrwerterpressung. [...] Was ist die Du-Du-Form heute? Für die Hochschullehrer ist sie ein Hilfsmittel, ihren grauer und spärlicher werdenden Kopfschmuck zu verleugnen, zu ignorieren, daß sie älter werden und daß die Alterskluft zwischen ihnen und den Studenten unübersehbar wird... Das 'Du-Du' behauptet auf der hochschulpolitischen Ebene eine Vertrautheit, die nicht mehr besteht." (S. 308, 310)

¹⁰³ Vgl. den Beitrag von Michael Daxner: Akademische Rituale der Gruppenuniversität, in diesem Band.

¹⁰⁴ Durkheim: Die elementaren Formen des religiösen Lebens, a.a.O., S. 514.

Clifford, Michel Foucault, und, besonders gewitzt, Bourdieu ist zwar zitiert, jedoch nicht mit dem "Homo academicus"). Die Botschaft: die Verfasser sind ziemlich souverän im Umgang mit den Autoritäten und haben es keineswegs nötig, alles und jeden zu zitieren.

Dagegen haben die Autoren es nicht vermieden, sich selbst zu zitieren. Die Botschaft: dies ist nicht ihre erste bedeutende Veröffentlichung. Ein Zitierkartell ist gleichfalls dokumentiert: Immerhin steht einer der Verfasser in der Danksagung einer Leipziger medizinischen Dissertation, da gehört es sich, diese Arbeit und ihren Autor bei Gelegenheit auch einmal in einer Fußnote unterzubringen. Die Gelegenheit war jetzt.

Die Sprache des Artikels bemüht sich einerseits um verständliche Ausdrucksweise, doch sollte dies andererseits nicht übertrieben werden: denn insgesamt mag man denn doch einen 'akademischen Eindruck' hinterlassen. Ebenso ist Wert darauf gelegt worden, nicht an sämtlichen Modekonzepten vorbeizuschreiben, sondern wenigstens einige Signalbegriffe unterzubringen: es finden sich Verweise auf Diskurse, Medien, Theatralität und noch manches andere mehr (– um den eiligen Leser, der auf der Suche nach Zusammenfassungen nur Schlußkapitel liest, hier nicht komplett zu bedienen).

Selbstredend ist das Potpourri auch mit einigen interdisziplinären Anregungen angereichert, denn das macht man heute so. Der "Ritualgebrauchswandel" kommt vom soziolinguistischen Sprachgebrauchswandel, die Kennzeichnung der Rituale als (auch) Medien eröffnet den Seitenblick in die Medienwirkungsforschung, die Differenzierung von alltagsakzessorischen und -transzendierenden Ritualen geht auf eine entsprechende Unterscheidung in der Drogengebrauchsforschung zurück.

Schließlich: Indem die Verfasser, wie gerade geschehend, ihre rituelle Selbstverstrickung thematisieren, frönen sie einem historisch eher jungen Ritual, nämlich Selbstreflexivität zu zelebrieren, die eigene Subjektposition im großen Drama der Objektivierung lustvoll zu dekonstruieren und sich selbstironisch dorthin zu plazieren, wo die Wissenschaft endlich nicht mehr die endlos zweifelhafte Wahrheit, sondern den Spaß an wechselnden Konjunkturen und den sich daraus ergebenden Aufmerksamkeitschancen produziert – also dort, wo Ulrich Beck (zweiter Modernist), Gerhard Schulze (Erlebnisgesellschaftler), Peter Sloterdijk (sphärisch Blasender), Ronald Hitzler (Bastelbiographiker) und all die anderen schon sind.